Nr. 120 — Jahrgang 16 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 25. Mai 1930

Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120—, 1 ganze Seite 240 — Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0,60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 5. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die Verantwortung trägt der Staatspräsident!

Der Sejm noch vor dem Zusammentritt auf 30 Tage vertagt — Ministerpräsident Slawek über die Vertagung Eine Erklärung der Opposition — Das Schicksal des Sejms ungewiß — Vor einer neuen Wahlreform?

Warschau. Noch bevor der Sejm zu seiner außerordentlichen Sitzung zusammentreten konnte, erschien beim Sejmmarschall Daszynski der Vertreter des Ministerpräsidenten, Oberst Schaetzel, und überbrachte das Dekret des Staatspräsidenten, daß die Sejmsession um 30 Tage vertagt sei. Der Sejmmarschall gab unter diesen Umständen den Klubvorständen bekannt, daß die Freitagsitzung des Sejms nicht stattfinden könne.

Die Vertagung des Sejms kam nicht überraschend, da man damit gerechnet hat, daß die Regierung es zu keiner Tagung kommen lassen wird, nachdem auf der Tagesordnung der Fall Czechowicz gesetzt war. Die Oppositionsparteien traten sofort zu einer besonderen Sitzung zusammen und haben ein Manifest beschlossen, in welchem sie die ganze Verantwortung auf den Staatspräsidenten herabwälzen. Da der Ministerpräsident die Vertagung damit begründet, daß der Senat seine Einberufung nicht gefordert habe, so treten auch die Senatoren zusammen und werden jetzt vom Staatspräsidenten die Einberufung einer außerordentlichen Tagung des Senats beantragen.

Die Abgeordneten waren im Sejm noch bis zum frühen Morgen zusammen, um zu beraten, was zu unternehmen ist, um der Verfassung zur Geltung zu verhelfen. Man will die 30 Tage abwarten und dann die Haltung der Regierung erfahren. Jedenfalls ist in politischen Kreisen die Meinung vertreten, daß eine Zusammenarbeit zwischen Sejm und Regierung ausgeschlossen ist.

In Regierungskreisen wird das Gerücht laut, daß die Regierung die Absicht habe, einen Weg zu finden, um eine Wahlreform ohne dem Sejm durchzuführen, auf Grund deren dann eine Mehrheit für das heutige System gefunden wird. Sollte dies im Bereich der jetzigen Verfassung möglich sein, so werden Neuwahlen ausgeschrieben, andernfalls der Sejm solange vertagt wird, bis die Regierung der Wirtschaftskrise Herr geworden ist.

Slawek über die Vertagung

Warschau. Ministerpräsident Oberst Slawek hat der „Iskra"-Agentur für die polnische Presse einige Erklärungen über die Gründe für die Vertagung der für Freitag mittag angesetzten ersten Sitzung der außerordentlichen Sejmtagung gegeben. Die Opposition hätte, so erklärte Oberst Slawek, nur die Einberufung des Sejm und nicht zugleich auch die des Senats verlangt. Dadurch habe jedoch die außerordentliche Tagung des Sejms nur wenig Aussicht auf Erfolg. Eine der wichtigsten Aufgaben sei nach Meinung Oberst Slaweks der Kampf gegen die Wirtschaftskrise. Oberst Slawek führt dann eine Reihe von Tatsachen der letzten Vergangenheit an, die den Nachweis erbringen sollen, daß es dem Sejm in Wirklichkeit nicht um die Entwickelung des Staates gehe, sondern daß er die außerordentliche Sejmtagung lediglich dazu benutzen möchte, gegen die Regierung aus innerpolitischen Gesichtspunkten heraus zu kämpfen. Wie verlautet, hätten sowohl die Kommunisten wie auch die Nationaldemokraten für die Freitagsitzung die Einbringung eines Mißtrauensvotums gegen die Regierung Slawek beabsichtigt.

Aus diesem Grunde habe die Regierung die Vertagung durchgeführt.



Justizminister Car

der als der Hintermann aller Intrigen gegen den Sejm angesehen wird. Car wird auch die Absicht unterschoben, die Verfassung so auszulegen, daß alle Handlungen des Kabinetts Sawek als verfassungsrechtlich erscheinen sollen.

Der Protest der Opposition

Der Staatspräsident trägt die Verantwortung für Slawek

Gestern nachmittag fand eine Sitzung des Vollzugsausschusses der Oppositionsparteien (Centrolew) statt, der folgenden Beschluß gefaßt hat.

1. Die Anordnung des Staatspräsidenten über die Vertagung der Sejmsession, die auf Grund der Initiative der Sejmabgeordneten einberufen wurde, **macht den Kampf gegen die wirtschaftlichen Kreise und dessen Folgen, die die Grundsätze der Existenz der Werktätigen in Stadt und Land untergraben, unmöglich.**

2. Die Anordnung des Staatspräsidenten **verschärft weiterhin die Gegensätze im Innern des Landes und annulliert jegliche Hoffnung auf eine Auslandsanleihe.**

3. Die verfassungsmäßige Verantwortung **für diesen Schritt fällt auf das Kabinett des Herrn Walery Slawek und die moralische Verantwortung und die Verantwortung vor der Geschichte fällt dem Staatspräsidenten** in erster Linie zur Last, der in das Spiel des politischen Lagers dem Slawek vorsteht, **hineingezogen wurde.**

4. Das Kabinett des Walery Slawek, das dem Staatspräsidenten die **Vertagung der Sejmsession angeraten hat und sich der Pflicht entzog** die außerordentliche Session des Senats einzuberufen, hat den Beweis erbracht, **daß es die Parlamentskontrolle fürchtet und sich der Verantwortung über die Budgetüberschreitungen, die bis zu einer Milliarde Zloty betragen, zu entziehen gedenkt.**

Infolge dieser Umstände legen die Vertreter der Sejmlinken und des Zentrums **entschieden Protest** gegen die Sejmvertagung ein und erklären, **daß der Kampf gegen die Diktatur und für die Herstellung des Rechts und der verfassungsmäßigen Zustände unentwegt bis zum Siege durch die organisierte Demokratie weitergeführt wird.**

Diese Deklaration wurde von dem Sejmklub der **P. P. S.**, **Wyzwolenie, Bauernbund** der **Witosgruppe „Piast"**, der **Christlichen Demokratie** und dem **N. P. R.-Klub** unterzeichnet.

Das Regierungslager zu der Deklaration des Centrolew

Zuerst wurde im Regierungslager festgestellt, daß die Vertagung der Sejmsession aus diesem Grunde erfolgt ist, um die wirtschaftlichen Anordnungen durch die Regierung von den Sejmbeeinflussungen **frei** zu machen, welche in der Deklaration des Centrolew deutlich hervortreten.

Schon in den Vormitagsstunden traten die Tendenzen der Deklaration deutlich zu Tage. Die Deklaration des Centrolew weist zwei Argumente auf, die bis jetzt von der Opposition nicht angewendet wurden. Das erste Argument ist der Angriff auf die Person des Staatspräsidenten, welche entschieden als unzulässig angesehen werden muß, denn die Person des Staatspräsidenten darf in die politischen Streitigkeiten nicht hineingezogen werden. Das zweite Argument hebt die Auslandskredite hervor, was ebenfalls unter keinen Umständen als mit den „Staatsinteressen" vereinbart angesehen werden kann. Solche Argumente sind geeignet, die wirtschaftliche Krise noch zu vertiefen, über welche die Opposition soviel spricht und deshalb die Einberufung der Sejmsession verlangte. Die Vertagung der Sejmsession wird jedenfalls der Regierung den Kampf mit der wirtschaftlichen Krise wesentlich erleichtern!

Parker Gilberts Abschiedsbesuch

Berlin. Reichspräsident von Hindenburg empfing Freitag den Generalagenten für Reparationen, Parker Gilbert, der sich vor seiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten verabschiedete.

In Czechowicz' Schatten!

Der Warschauer Sejm ist zwar einberufen und der „Verfassung" Genüge getan worden, aber er ist nicht zusammengetreten, denn eine „wohlwollende" Regierung hat geruht, die Volksvertretung zu vertagen, bevor sie überhaupt zusammen war. Die vielerlei Gerüchte über das Schicksal des Parlaments haben die Bestätigung gebracht, daß es eine Zusammenarbeit zwischen der jetzigen Regierung und dem gegenwärtigen Sejm nicht geben kann und geben wird. Klarer ausgedrückt, die Regierung flieht vor dem Gespenst Czechowicz, den Taten ihres früheren Finanzministers, der von der Volksvertretung vor den Staatsgerichtshof gestellt worden ist. Auf der Tagesordnung der gestern geplanten Sejmsitzung war die Frage Czechowicz aufgestellt und die Regierung ist durch diesen Namen verscheucht worden, sie wagt es nicht, die Taten Pilsudskis zu verantworten. Denn hinter dem ehemaligen Finanzminister steht Pilsudski, er hat die Verwendung der Budgetüberschüsse angeordnet und da die Minister der Nachmaizeit offen zugeben, daß sie nicht die Willensvollzieher der Volksvertretung sein wollen, sondern nur Beauftragte des Kriegsministers Pilsudski sind, so fällt die ganze Last der Anklagen nicht auf irgend einen Minister, sondern auf den Träger des Systems, also auch im Falle Czechowicz auf Pilsudski selbst. Seine Haltung gegenüber dem Parlament ist bekannt, er findet dieses Parlament als eine überflüssige Belastung, welche ihm die polnische Verfassung in den Weg gestellt hat, hat aber nicht den Mut, mit diesem Sejm reinen Tisch zu machen, hat auch nicht den Mut, sich für seine Regierungshandlungen vor diesem Sejm zu verantworten.

Die Regierung hat für die jetzige Vertagung des Sejms einen so fadenscheinigen Beweis angeführt, daß es lächerlich erscheint, vom Gesichtspunkte der Verfassung über diesen Grund überhaupt zu diskutieren. Die Regierung läßt durch eine Presseagentur, die der Oberstengruppe nahesteht, erklären, daß der Sejm vertagt werden mußte, weil nur die Abgeordneten die Einberufung des Sejms gefordert haben, nicht aber auch die Senatoren, und daß Sejm und Senat gemeinsame Körperschaften bilden, so könne der Sejm ohne Senat nicht tagen, und aus diesem Grunde ergab sich für die Regierung die Zwangsläufigkeit der Vertagung des Sejms, beziehungsweise der Volksvertretung.

Eine Ueberraschung war es für die Parlamentarier nicht, denn die vielen Gerüchte, die der Einberufung des Sejms vorausgingen, ließen eine solche staatspolitische Handlung erwarten und wir kennen unseren Justizminister zur Genüge, um nicht zu wissen, daß er schon eine „Rechtsform" finden wird, um auch die neueste Komödie zu einer verfassungsrechtlichen Handlung zu prägen. Daß die Gründe nur künstlich herangezogen sind, weiß jedes Kind, denn Wochen vorher hat die Regierungspresse verkündigt, daß der Sejm sofort das Zeitliche segnen müsse, so bald er es wagt, überhaupt die Frage Czechowicz auf die Tagesordnung zu setzen. Und der Fall Czechowicz, der den Schatten eines Staatsstreichs in kalter Form angenommen hat, ist es, vor dem die Regierung weicht, denn kommt er zum Austrag, so wird erwiesen, daß die Regierung oder die Regierungen Pilsudski, gleichgültig ob sie Bartel, Matuszewski oder Slawek heißen, Budgetgelder, entgegen den klaren Bestimmungen der Verfassung, zu Unrecht verwenden. Und weil eben der frühere Finanzminister Czechowicz es im Auftrage Pilsudskis getan hat, aus diesem Grunde wagt man nicht, die Verantwortung auf sich zu nehmen, denn die Oeffentlichkeit würde erfahren, daß die Regierung ihren Regierungsblock mit etwa acht Millionen Steuergeldern zusammengekauft hat.

Allerdings, der Betrag, der zu verantworten ist, ist weit höher, er erreicht 564 Millionen Zloty, also weit über das Budget des Jahres 1924 hinaus, und was die Frage Czechowicz noch kritischer gestaltet, für diese 564 Millionen Zloty ist aber auch nichts Positives geschaffen worden, was die Ausgabe ohne Zustimmung des Sejms in irgend einer Form rechtfertigen würde. Man muß bei dieser Tatsache aber besonders hervorheben, daß dieser Fall Czechowicz um so schwerer wiegt, weil gerade die Regierungen Pilsudskis, und vor allem der Staatsstreich im Mai 1926 damit gerechtfertigt wurde, daß endlich mit den Korruptionen und Diebstählen in Polen Schluß gemacht werden sollte. Niemand beschuldigt die Regierung Pilsudski solcher Taten, aber als Volksvertretung fordert man Rechenschaft über die Verwendung dieser 564 Millionen und die Regierung verweigert dies, vertagt lieber den Sejm, als vor ihm die Verantwortung für ihre Finanzsanktionen zu übernehmen. Das ist kein Heldenstück der Regierung, die auszog, um „moralisch" den Staat zu sanieren.

Was wird nun werden, das ist die Frage, die es zu beantworten gilt. Das Parlament ist gegen diese Art „Verfassungshandlungen" machtlos, es sei denn, daß die Volksvertretung den Mut aufbringt und den Bürgerkrieg ausruft. Und auch da ist die Entscheidung zweifelhaft, denn die eine Partei hat das „Recht" auf ihrer Seite, der Gegenpart Militär und Maschinengewehre. Wer in diesem Kampf Sieger bleiben würde, zu erraten, ist nicht schwer. Darum hat auch die Opposition innerhalb der Volksvertretung nur die einzige Macht, auf die Verfassung zu pochen, kein anderes Mittel steht ihr zu, wir wiederholen, wenn man nicht in einen offenen Bürgerkrieg eintreten will. Und uns stehen noch weitere Ueberraschungen bevor, weil die Regierung nicht die nötigen Schlußfolgerungen aus ihren Handlungen gezogen hat, sie vertagt das Parlament auf 30 Tage, und wenn es dann wieder zusammentreten kann, wird es wieder vertagt, so wenigstens lauten die Mitteilungen hinter den Kulissen des Regierungslagers. Man hat nicht den Mut zur Auflösung, nicht den Mut, die Entscheidung des Volkes herbeizuführen und Neuwahlen auszuschreiben. Daraus kann man entnehmen, daß die Regierung ihr Spiel mit der Volksvertretung weitertreiben wird, bis sie wieder irgendeinen „Verfassungsboden" findet, auf Grund dessen sie uns eine neue Wahlordnung beschert, mit deren Hilfe man sich eine Sejmmehrheit zusammenkauft. Das ist durchaus kein Produkt der polnischen Verfassungskunst, das hat uns Mussolini auch bereits vorgemacht, indem er eine solche Wahlordnung geschaffen hat, welche ihm eine Mehrheit in seinem Parlament sicherte, und alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß auch das Nachmaisystem in Polen diesen Weg gehen will, nachdem es auf dem verfassungsrechtlichen Boden in jeder Hinsicht Schiffbruch erlitten hat.

Die Opposition kann im Augenblick nichts anderes, als die Verantwortung auf den Staatspräsidenten abschieben. Dieser hat die Handlungen der Regierung bestätigt und er trägt die ganze Verantwortung. In diesem Sinne hat auch die Opposition ihre Deklaration erlassen. Ob sie Widerhall in den breiten Volksmassen findet, bleibt abzuwarten. Aber eines erscheint notwendig; das ganze Volk muß sich hinter die Opposition stellen und an dieser Opposition müssen alle „Verfassungskunststücke" der moralischen Sanation in Polen fallen. Aber das setzt voraus, daß die Opposition, hinsichtlich ihrer Handlungen einig ist. Das wurde bisher vermißt, und man wird sich wohl auch der Schwierigkeiten bewußt sein, die eine solche Einigung vorfindet. Denn das System Pilsudski hat darin seine Kraft und Schwäche, weil es einen Gegner vorfindet, welcher nach verschiedenen Richtungen ausläuft und immer darauf bedacht ist, von der Schwäche der anderen sein Dasein zu fristen. —

Wir wollen keinen Augenblick verkennen, daß auch heute die Sympathien für den Sejm innerhalb der Bevölkerung nicht groß sind und es immerhin fraglich erscheint, ob die Zeit reif ist, mit dem System schon jetzt abzurechnen. Diese „Reife" der Verhältnisse ist es ja, die den heutigen Weg der Opposition bestimmt. Ein Lavieren und Suchen, statt einer Handlung. Aber die Uhr steht fünf Minuten vor zwölf, und das Volk erwartet die Einigung zur Niederringung des Gegners, welcher heute in der moralischen Sanation zusammengeschlossen ist. Der Schatten Czechowicz' ist ein Gespenst für Regierung und Sejm, wird man es bannen können? Die Regierung hat die Macht, die Volksvertretung das Recht und was darüber ist, ist die Leere der polnischen Wirklichkeit. Zunächst sind dreißig Tage Raum und die offene Frage, was nun? —ll.

Für und wider den Panzerkreuzer

Die erste Rate für das Panzerschiff B abgelehnt.

Berlin. Im Reichstag wurden am Freitag abends die Haushalte der Reichswehr und der Reichsmarine in zweiter Beratung angenommen. Der deutschnationale Antrag, die im Ausschuß gestrichenen 2,9 Millionen Mark als erste Rate für das Panzerschiff „Ersatz Lothringen" wieder in den Haushalt einzusetzen, wurde gegen die Antragsteller, die Deutsche Volkspartei, die Wirtschaftspartei, die Christlich-nationale Arbeitsgemeinschaft und die Nationalsozialisten mit 270 gegen 129 Stimmen bei einer Stimmenthaltung abgelehnt.

Auf Antrag der Regierungsparteien wurde dagegen beschlossen, für den Bau des Kreuzers „Leipzig", bei dem bekanntlich 2,9 Millionen gestrichen worden waren, einen Betrag von 1,5 Millionen mehr einzusetzen.

Schwere Niederlage der chinesischen Nordarmee

Berlin. Die Nankingtruppen haben, wie eine amtliche chinesische Meldung Berliner Blätter aus Schanghai besagt, den verbündeten Nordtruppen eine vernichtende Niederlage beigebracht. Nach einer 18stündigen Schlacht haben sie die Stadt Lanfeng an der Lunghaibahn, 32 Kilometer östlich von Kaifeng, eingenommen. 20 000 Mann der Nordarmee wurden gefangengenommen.

Vor einer neuen Krisis in Oesterreich?





Die Regierung Schober in Wien steht in den nächsten Tagen vor sehr schweren innerpolitischen Entscheidungen. Die Schwierigkeiten sind durch das von der Regierung geplante Entwaffnungsgesetz entstanden, gegen dessen jetzige Form die Heimwehren scharfen Protest eingelegt haben. — Unser Bild zeigt von links nach rechts: Fürst Starhemberg, der von den Heimwehren auf den Posten des Wehrmeisters kandidiert wird; Dr. Steidle, den obersten Führer der Heimwehr-Organisationen; den bisherigen Wehrminister Vaugoin.

Der Kampf um Preußen

Der Landtag beschlußunfähig — Annahme des Haushalts durch die Opposition verhindert — Obstruktion gegen Braun

Berlin. Im preußischen Landtag fand am Freitag die Schlußabstimmung zum Haushaltsplan für 1930 statt. Da nur 222 Karten abgegeben worden waren, war das Haus wiederum beschlußunfähig. Die Opposition hatte sich an der Abstimmung nicht beteiligt. Damit war die ordnungsgemäße Verabschiedung des Haushalts unmöglich gemacht. Der Landtag vertagte sich auf den 16. Juni.

*

Berlin. Zu dem Scheitern der endgültigen Verabschiedung des preußischen Haushalts erfährt die Telegraphen-Union, daß in Preußen der Erlaß eines Notgesetzes zunächst nicht notwendig ist. Nach den Bestimmungen des Artikels 64 der Verfassung ist das Staatsministerium ermächtigt, notwendige Ausgaben weiter zu leisten, wenn der Haushaltsplan noch nicht festgestellt ist. Die Ausgaben dürfen jedoch die Sätze des Haushalts des Vorjahres nicht überschreiten. Die Abstimmung zum Haushalt wird nach Wiederzusammentritt des Plenums erneut auf die Tagesordnung gesetzt werden. Da die Erhöhung der Grundvermögenssteuer nach dem Ergebnis der Abstimmung am Freitag durch ordentliches Gesetz nicht möglich gewesen ist, wird nunmehr die preußische Regierung eine Notverordnung erlassen, die sich inhaltlich mit der Gesetzesvorlage decken wird.

Am Freitag nachmittag fand eine kurze Kabinettssitzung statt, in der der Erlaß einer Notverordnung besprochen wurde. Der ständige Ausschuß des preuß. Landtages wird bereits am Sonnabend mittag zusammentreten, um sich mit dieser Notverordnung zu beschäftigen. Zur Abstimmung über die Steuern ist noch zu bemerken, daß die christlich-nationalen Bauern sich an der Obstruktion nicht beteiligt, sondern Ablehnungskarten abgegeben haben.

Polnische Vorwürfe gegen Litauen

Warschau. Das letzte Beschwerdetelegramm des litauischen Außenministers Zaunius in Genf wegen polnischer Uebergriffe an der litauisch-polnischen Grenze nennt das Regierungsblatt „Expreß Poranny" eine „ungeheuerliche Verleumdung Polens durch Litauen" und „einen neuen Haßparoxismus Kownos". Das Blatt erklärt, die Anklage Litauens beruhe auf einer Lüge. Gerade Litauen habe sich immerfort, besonders in der letzten Zeit, zahlreiche Grenzüberfälle und andere Uebergriffe Polen gegenüber zu Schulden kommen lassen. Dieser heftige Ausfall des polnischen Regierungsblattes entspricht völlig der hier üblichen Taktik des „Spießumdrehens".

Frau Naidu verurteilt

Weitere Zusammenstöße in Indien.

London. Frau Naidu ist am Freitag wegen ihrer Teilnahme an den Angriffen auf das Salzlager von Dharasana zu 9 Monaten einfachen Gefängnisses — ohne Zwangsarbeit — verurteilt worden. Die in dem Lager von Worli in der Nähe von Bombay untergebrachten 250 Gandhianhänger sind in den Hungerstreik getreten.

Bei weiteren Angriffen auf das Salzlager von Wadala wurden am Freitag 47 Freiwillige verhaftet. In Rangoon kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen streikenden Dockarbeitern und einer Anzahl Chinesen, die als Streikbrecher für die Beladung von Schiffen gedungen worden waren.

England gegen den Patriarchen von Jerusalem?

Rom. Römische Blätter verzeichnen ein Gerücht, das in zionistischen Kreisen Jerusalems umgehe, wonach der bisherige Patriarch von Jerusalem, Monsignore Barlassina, ganz nach Italien zurückkehren werde. Man behauptet, daß die englische Regierung seine Abberufung verlangt habe und die Ernennung eines britischen katholischen Bischofs zum Patriarchen von Jerusalem gefordert wird. Das „Giornale d'Italia" meint, das Gerücht über die Abberufung des italienischen Patriarchen könne wahr sein. Das Blatt will aber an die Ernennung eines britischen Nachfolgers nicht glauben, denn im Heiligen Lande gebe es viele italienische Missionen und der Vatikan müsse sich um sie kümmern. Im übrigen hebt das Blatt hervor, daß der bisherige Patriarch sein Amt ohne jede Politik geführt habe.

Mordanschlag auf den Ministerpräsidenten von Malta

London. Freitag vormittag ist auf den Ministerpräsidenten von Malta, Lord Strickland, einem Telegramm aus Malta zufolge ein Mordanschlag verübt worden. Ein noch Unbekannter feuerte aus unmittelbarer Nähe auf Lord Strickland einen Schuß ab, ohne jedoch zu treffen. Einzelheiten stehen noch aus.

Schenkung der Rockefeller-Stiftung

München. Nach einer Meldung der „Münchener Neuesten Nachrichten" hat die Rockefeller-Stiftung der Münchener Universität eine große Schwenkung gemacht, die es der Universität ermöglichen wird, ein neues zoologisches Institut und ebenso ein neues physikalisch-chemisches Institut zu bauen.

Amerikas Furcht vor den Kommunisten

Untersuchung der kommunistischen Propagandatätigkeit in USA.

Neuyork. Das Repräsentantenhaus hat mit 210 gegen 18 Stimmen beschlossen, eine Untersuchung über die kommunistische Propagandatätigkeit in den Vereinigten Staaten durchzuführen. Die Untersuchung soll sich auf die Tätigkeit der Amtorg, der sowjetrussischen Handelsvertretung erstrecken.

Mißtrauen gegen den Memelland-Präsidenten

Memel. Der memelländische Landtag hat in seiner Donnerstagsitzung den Mißtrauensantrag des Abgeordneten Gubba (Landw.-Part.) gegen den Präsidenten Kadgiehn angenommen. Gubba hatte bereits in den vorhergehenden Landtagssitzungen das Verhalten Kadgiehns besonders bei der Ausstellung von Pässen, in denen deutsche Namen willkürlich litauisiert wurden, stark kritisiert. Kadgiehn war zur gestrigen Sitzung überhaupt nicht erschienen. Der Präsident habe, so betonte Gubba, in allen wichtigen Fragen, die die memelländische Autonomie beträfen, dem Gouverneur nachgegeben. Gegen den Mißtrauensantrag stimmten nur vier Abgeordneten des litauischen Blocks und ein Abgeordneter der Arbeiterpartei.

Beschlüsse des auswärtigen Ausschusses

Berlin. Der auswärtige Ausschuß genehmigte in seiner Sitzung die Notenwechsel zum deutsch-portugiesischen Handelsabkommen, der den Ananaszoll betrifft und das Abkommen zwischen Deutschland und den Ostseestaaten über die Regelung der Stollen- und Flundernfischerei in der Ostsee.



„Graf Zeppelin" über Rio de Janeiro

So sah die Hauptstadt Brasiliens den Luftkreuzer bei seiner Ankunft am 24. Mai.

Polnisch-Schlesien

Vom gerechten Richter

Eigentlich eine selbstverständliche Sache. Richter sollten immer gerecht und objektiv sein und sie sind es auch, nach bestem Wissen und Gewissen. Leider verändert sich die Gerechtigkeit an sich dauernd. Was gestern gut und richtig war, braucht heute schon nicht mehr zu stimmen, kann sogar morgen als Verbrechen bewertet werden. Nicht im bürgerlichen Recht an sich. Das hat sich seit Hammurabi, also in den letzten fünftausend Jahren herzlich wenig verändert. Aber das politische Recht und Unrecht ist eben sehr wandelbar, und damit haben wir uns abzufinden. Auch in der freien Republik.

Da steht seit 1926 ein Mann an der Spitze des polnischen Staates, der etliche Jahre vorher noch sieben europäischen Ländern und Regierungen als böser Umstürzler und ganz gefährlicher Mensch galt. Dessen Steckbrief allen politischen Polizeiorganen bekannt war, und der von seinen eigenen Behörden recht oft ins Gefängnis und einmal sogar nach Sibirien geschickt worden war. Eine kleine Erschütterung im europäischen Staatsgefüge, einige beinahe unwesentliche Veränderungen in der Genealogie unserer regierenden Häuser, etliche hundert verrückte Grenzsteine, — und aus dem Staatsverbrecher von anno damals ist ein Staatsheiliger von Heute geworden. Und wenn man früher ins Loch gesteckt wurde, wenn man ihn lobte, dann fliegt man heute in die Klotka, wenn man…

Würde man fliegen, wenn es so nach dem Willen diverser schnurriger Patrioten ginge, die unbedingt ihren lebendigen Heiligen haben müssen. Schon, um die eigene Kleinheit und Erbärmlichkeit in seinem Heiligenschein besser beleuchtet zu sehen. Glücklicherweise sind wir noch nicht ganz verbyzantinert, und im freien Polen ist doch noch hin und wieder ein freies Wort und eine offene Meinungsäußerung erlaubt. Noch finden sich Richter, die auch durch den dicksten Weihrauchnebel ziemlich klar sehen, und die sich ihre Objektivität bewahren im Sturmgewoge der wechselnden politischen Meinungen rund herum.

Herr Richter Kawczak vom Warschauer Kreisgericht ist ein solcher Mann. Man sollte ihn nicht vergessen. In den Schullesebüchern unserer Kinder sollte man von ihm schreiben, als von einem nacheifernswertem Beispiel für die Jugend. Denn es begab sich, daß ein paar armselige Studentlein vor seinem Richterstuhl standen, der Lazarowicz, der Suchomski und der Mendrzejewski. Und diese drei jungen Leutchen waren eines schweren Staatsverbrechens angeklagt, vom Staatsanwalt persönlich.

Das heißt, so ganz richtig standen die Leutchen noch nicht vor ihrem Richter. Sie sollten erst stehen, und der Herr Staatsanwalt hatte auch die besten Absichten. Sein patriotisches Herz fühlte sich nämlich mächtig gekronken. Indem die drei Studentlein seiner Meinung nach ein schweres Verbrechen begangen hatten, das sämtliche Grundfesten des poln. Staates ins Wackeln brachte.

Es begab sich nämlich, daß am 19. Mai der Namenstag Pilsudskis war. Das begibt sich alle Jahre, automatisch, ganz ohne unser Zutun. Hat an sich gar nicht viel zu sagen, ist eigene Angelegenheit des Empfängers. Etliche schnurrige Patrioten in Warschau meinten aber, das wäre Angelegenheit des ganzen Volkes. Und sie klebten mächtige Bekanntmachungen an den Wänden und Mauern, worin sie die Bevölkerung aufforderten, den 19. Mai wie einen nationalen Festtag zu begehen. Als ob wir noch nicht Festtage genug hätten!

Den drei Studenten ärgerte diese papierne Aufforderung zum Feiern. Sind gewiß fleißige Menschen, mit keinem Semester im Rückstande. Und weil sie sich ärgerten, wollten sie eben wieder ärgern. Ein ganz natürlichmenschliches Verlangen. Also pinselten sie mit schwarzer Farbe eine allerdings nicht schmeichelhafte Aufforderung auf die Plakate und setzten zwei Nullen dazu. Ein zarter Hinweis auf ein Oertchen, das schließlich auch Pilsudski aufsuchen muß, wenn er gesund bleiben will. Man erwischte die fleißigen Studentlein bei ihrer Pinselei und schleppte sie vor den Untersuchungsrichter. Und der Staatsanwalt erhob Klage, wegen Verletzung des § 532 des polnischen Strafgesetzbuches.

Wurde aber abgewiesen vom Richter Kawczak. Denn, so entschied der, das Ankleben dieser Aufforderung zur Feier des 19. Mai ist kein amtlicher Akt. Der 19. Mai selbst ist auch kein staatlicher Feiertag. Also kann von einer Beleidigung des Staatsministers Pilsudski in diesem Zusammenhange nicht die Rede sein.

Ganz meine Meinung. —ky.

15 Millionen Zloty Wahlfonds für die Sanacja

Die polnische oppositionelle Presse verbreitet direkt eine unglaubliche Meldung über die Schaffung eines 15 Millionen hohen Wahlfonds für die Sanacja durch die polnische Industrie. Seit längerer Zeit finden zwischen der Leitung der Sanacjapartei und den polnischen Industriellen Verhandlungen statt, über die Schaffung des Wahlfonds für die Sanacja, in der erwähnte Höhe durch die Industriellen, selbstverständlich nicht aus den Taschen der Industriemitter, sondern aus den Taschen der Konsumenten. Die Industriellen sollten sich bereit erklärt haben, das Geld zu beschaffen, dafür aber erhalten sie Konzessionen von der Regierung.

Die Hütteninduſtrie wird 5 Millionen Zloty geben und erhält dafür die Genehmigung, die Eisenpreise zu erhöhen. Die Grubenindustrie wird einen noch höheren Beitrag spendieren und verlangt dafür eine Reihe von Konzessionen, die bis dato noch nicht genau feststehen. Vor allem werden gewisse Erleichterungen bei den Verrechnungen mit der Regierung verlangt. Die Zuckerindustrie wird für den Wahlfonds 2 Millionen Zloty beschaffen und erhält auch eine Reihe von Konzesionen.

Die Verhandlungen haben mit den schlesischen, posenschen und Warschauer Kapitalisten stattgefunden, und einzelne Abordnungen haben bereits dem Finanzminister Besuche gemacht. Also, eine neue Besteuerung der Konsumenten, zugunsten des Sanacjawahlfonds. Wir werden höhere Preise für Bedarfs- und Konsumartikel bezahlen, damit die Sanacja einen hohen Wahlfonds erhält. Das ist etwas, was noch nicht dagewesen war, was aber zur Zeit der Sanacja möglich ist. Gegen eine solche Zumutung müßte sich das ganze Volk aufraffen und das schädliche System beseitigen.

Zum 9. Bundestag des Afa-Bundes

Der freie Angestelltenbund für Polnisch-Schlesien tritt am Sonntag zu seiner 9. Bundestagung zusammen. Es ist die einzige deutsche Angestelltengewerkschaft, die auf dem Boden des Klassenkampfes steht, wenn dieser Klassenkampfgedanke ja leider in den verschiedensten Ortsgruppen noch nicht so richtig zum Ausdruck kommt. Aber allein das Bekenntnis zum Klassenkampf ist in unserer Zeit im Kampf gegen die Reaktion schon viel. Denn es ist ein Beweis, daß der gleiche Weg gegangen werden soll, den die sozialistische Arbeiterschaft gehen muß, wenn sie über die kapitalistische Herrschaft siegen soll. Der freie Angestelltenbund gehört also geistig und in seinen Tendenzen der Arbeiterschaft an, wenn er sich eben aus der Lage der heutigen Verhältnisse unterscheidet, weil zwischen Arbeiter- und Angestelltengewerkschaften nicht der nötige Kontakt besteht, und leider ist auch die große Forderung, daß Arbeiter und Angestellten zusammengehören, so im Laufe der Jahre nach der Revolution zunichte geworden. Nicht allein durch Schuld der Beamten, sondern auch durch die Schuld der Arbeiter, die eben in den Vorgesetzten nicht Klassengenossen, sondern, sagen wir besser, Unterdrücker sehen. Die Versuche, Arbeiter und Angestellte nicht nur in den Gewerkschaften, sondern auch auf der Arbeitsstätte zusammenzubringen, ihnen zu zeigen, daß sie gemeinsame Interessen haben, sind zwar heute als gescheitert anzusehen. Aber begrüßen müssen wir es, daß es doch eine Angestelltenorganisation gibt, die das Wort „frei“ in ihrem Titel und die Absicht zum Klassenkampf in ihrem Programm hat. Das ist zunächst nicht viel, aber etwas, was für die Zukunft Wegbereiter zur Zusammenarbeit der Arbeiter- und Angestelltengewerkschaften führen kann. —

Diese Tatsache, daß wir eine deutsche Angestelltenbewegung haben, die den Klassenkampf im Gegensatz zu den bürgerlichen Angestelltenorganisationen nicht grundsätzlich ablehnt, ist es, die uns veranlaßt, den Tagungen des Afabundes größere Aufmerksamkeit zu schenken. Und wir haben dazu um so mehr Veranlassung, als eine Anzahl der Afabündler in verschiedenen Ortsgruppen auch Träger der sozialistischen Idee sind, also unsere Kampfgenossen sind. Gewiß wird mancher unserer Genossen in Stadt und Land sagen: Ja, ja die Afabündler. Und wir stimmen dem zu, mit dem Unterschied, daß man immer Schuld und Sühne oder Licht und Schatten zu verteilen versuchen muß. Dort, wo beherzigte Genossen zu ihren Vorgesetzten und Beamten den richtigen Weg finden, dort werden sie auch Weggenossen zum Sozialismus unter den Afabündlern finden. Niemals darf vergessen werden, daß die Zeiten der revolutionären Gärung vorbei sind und der Beamte nicht mehr nur Beamter, sondern wieder, wie in der Vorkriegszeit, „Einpeitscher“, getreuer Knecht des Betriebsleiters ist, der Zuckerbrot und Peitsche im Interesse des Kapitals zugleich gegen den Arbeiter anwenden muß. Und darum wird das Verhältnis zwischen Angestellten und Arbeitern in den Betrieben verschlechtert, und darum der Weg des Zusammengehens der Hand- und Kopfarbeiter unterbunden. Wir Sozialisten und wir Klassenkämpfer müssen denn darum jede Möglichkeit benutzen, diese Tatsachen hervorzuheben, auf das gemeinsame Interesse der Arbeiter und Angestellten hinzuweisen.

Es ist Aufgabe der Arbeiterzeitung, der sozialistischen Bannerträgerin, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um diese Gegensätze aufzuzeigen und Wege zu weisen, daß über die heutigen Verhältnisse hinaus eine Brücke geschlagen wird, daß sich Angestellte und Arbeiter die Hand reichen zum gemeinsamen Kampf, zur Beseitigung des kapitalistischen Systems. Darum auch unser Interesse an der Tagung des Afabundes, denn dort wird wieder das Programm festgelegt, welches Wegweiser für die nächste Zukunft sein soll. Nicht nur Rechenschaft über abgehaltene Versammlungen und Lohnbewegung, nicht nur ein trockener Kassenbericht machen den Kampfeswillen aus, sondern Wegweise, wohin uns alle die Zukunft führt. Mag da die Sorge noch so groß sein, wie man sich zum Arbeiter im täglichen Getriebe stellt, man muß diesen antipathischen Zustand überwinden und klar und deutlich zum Ausdruck bringen, daß Angestellte und Arbeiter zusammengehören, und wenn der Bundestag auch berücksichtigt, daß es ihm daran liegen muß, daß er in den gesetzesschaffenden Körperschaften eine Vertretung hat, dann muß er auch einsehen, daß nur die „Deutsche Sozialistische Arbeitspartei in Polen“ ihm diese Vertretung sichern kann. Die bürgerlichen Parteien wünschen ja nur seine Stimme, um mit ihrer Hilfe als Vertreter des kapitalistischen Systems die heut gottgewollte kapitalistische Ausbeutung für Arbeiter und Angestellte zu verewigen. Die Angestellten müssen heraus aus den engeren Verhältnissen und zur Zusammenarbeit mit den Arbeitern, sich ihren Erfolg im sozialen und wirtschaftlichen, aber auch im politischen Leben sichern. Und das bindet uns Klassenkämpfer für die Zukunft. —

Darum wünschen wir auf diesem Wege der 9. Bundestagung der Freien Angestellten den besten Erfolg und geben der Hoffnung Ausdruck, daß diese Tagung segensreich für die Zukunftsentwicklung des Afabundes sein möge! In diesem Sinne: Frisch auf zum Sieg! —U.

Korfanty ladet die NPR. zur Mitarbeit ein

Vor einer Verschmelzung der N. P. R. mit den Korfantysten? — Eine Front gegen die Sanacja — Wird die N. P. R. die Einladung annehmen?

Korfanty braucht in dem zweiten Schlesischen Sejm eine moralische Stütze, und er gedenkt die N. P. R. ins Schlepptau zu nehmen. Schon die vorgestrige „Polonia“ hat die N. P. R. vor den Angriffen der „Gazeta Robotnicza“ in Schutz genommen, was allgemein aufgefallen ist, denn schließlich und endlich kann die N. P. R. sich auch wehren, denn sie gibt ein Blatt heraus, das zwar wenig gelesen wird, aber dafür umso lauter schreit.

In der gestrigen „Polonia“ rückt Korfanty mit einem langen Artikel heraus, in welchem an die N. P. R. direkt eine Einladung zur Mitarbeit auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens ergeht. Dieser Artikel ist sehr bezeichnend und wir wollen auf die Sache etwas näher eingehen. Dieser Artikel ist schon deshalb bezeichnend, weil im vorigen Jahre, als die ersten schlesischen Kommunalwahlen ausgeschrieben wurden, die N. P. R. mit einer Offerte an Korfanty herangerückt ist und gemeinsame Sache machen wollte. Damals hat Korfanty das Angebot der N. P. R. abgelehnt und hat in einer Versammlung in Rybnik gesagt, daß es ihm nicht einfällt, eine gemeinsame Front mit der N. P. R. zu schaffen, denn die N. P. R. ist ein teurer Kumpan und läßt sich alles gut bezahlen. Zuerst soll die N. P. R. zeigen, was sie kann und was sie hat.

Nun hat die N. P. R. gezeigt, was sie kann und was sie hat. Sie kann nicht viel und hat auch nicht viel, aber sie ist da. Sie konnte jedenfalls einige Dutzend Vertreter in die schlesischen Kommunen einführen und bei den Sejmwahlen zum Schlesischen Sejm hat sie aus eigener Kraft drei Sitze erobert. Viel ist das nicht, denn die drei N. P. R.-Abgeordneten können nicht einmal einen selbständigen Klub im Sejm bilden und müssen eine Anlehnung an einen anderen Klub suchen. Jetzt weiß Korfanty, wie stark die N. P. R. ist und streckt zu ihr versöhnend die Hand aus.

In dem gestrigen Artikel sagt Korfanty, daß keine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen seiner Partei und der N. P. R. bestehe, da beide nationalistisch und klerikal seien. Denn Grajek, der ihn persönlich vor den Sejmwahlen auf das heftigste angegriffen hat, hat er schon verziehen und er hofft, daß der Grajek ihm auch bereits verziehen hat.

Es ist schade — sagt Korfanty in seinem Artikel — um die moralischen und materiellen Kräfte, die in dem Bruderkampf vergeudet werden, die aber für andere Zwecke angewendet werden und dem Polentum, dem christlich-sozialen Lager, der Demokratie und der Rechtschaffenheit in Schlesien große Vorteile bringen könnten. Durch die Vereinigung der moralischen und materiellen Kräfte hätte man viel mehr erobern können und wenn nicht die Hälfte, so doch zumindestens 20 Sejmabgeordnete in den Schlesischen Sejm schicken können. Auch hätten wir in den schlesischen Gemeinden gemeinsam die Hälfte aller Vertreter erobern können.

So redet heute Korfanty, während vor den Wahlen eine ganz andere Meinung vertreten wurde. Vor den Kommunalwahlen wurde die Behauptung aufgestellt, daß das getrennte Marschieren im Wahlkampfe geeignet erscheint, alle polnischen Stimmen zu erfassen, denn nicht alle wollen für Korfanty stimmen und wieder andere wollen für die N. P. R. nicht stimmen. Jetzt sehnt sich wieder Korfanty nach der gemeinsamen Front mit der N. P. R.

Mit großer Sorge ist Korfanty um den Einfluß auf die schlesischen Arbeiter erfüllt. Er verweist auf die Wühlarbeit der „Generalna Federacja Pracy“, die die Arbeiter völlig demoralisiert. Es kann bald zu spät werden, denn die Arbeiter wenden sich dem Sozialismus zu, der sie wieder für den Kommunismus vorbereitet. Wird sich das christlich-soziale Lager nicht konsolidieren, so kann es jeden Einfluß auf die Arbeiter verlieren und dann hilft nichts mehr. Daher müssen die beiden Gewerkschaften, nämlich die Korfantygewerkschaft und die Polnische Berufsvereinigung, eine Einheitsfront schaffen, müssen sich vereinigen und mit gemeinsamen Kräften ihren Einfluß auf die Arbeitermassen aufrecht erhalten.

Zuletzt kommt Korfanty auf den zweiten Sejm zu sprechen, der nach 1½jähriger Untätigkeit vor großen Aufgaben steht. In dem ersten Sejm haben beide Parteien zusammengearbeitet und so soll es auch in dem zweiten Sejm bleiben. Offen und ehrlich — heißt es zuletzt — strecken wir die Rechte aus, zum Frieden und zur gemeinsamen Arbeit im Interesse unseres Volkes, des Staates und der gemeinsamen Ideale.

Die N. P. R.-Führer sind etwas schwer von Begriff, und daher mußte Korfanty sehr deutlich reden, damit sie es verstehen. Der Vorschlag läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig und wir sind neugierig, wie die N. P. R. darauf reagieren wird. Die drei N. P. R.-Abgeordneten im Sejm bedeuten für Korfanty nicht viel, denn dadurch wird sein Einfluß nicht größer, aber, wie gesagt, braucht er eine moralische Stütze im Sejm und daher sein Vorschlag. Der schlaue Politiker will durch seinen Vorschlag die Position der Sanacja im zweiten Sejm schwächen.

Zum internationalen Frauentag!

Am Freitag, den 29. Mai 1930, nachm. 4 Uhr
findet im Saale des Zentralhotels, Kattowitz, eine

Frauenkonferenz der „Arbeiterwohlfahrt“

statt. Tagesordnung:

1. Eröffnung und Begrüßung
2. Tätigkeits- und Kassenbericht
3. „Die Frau und der Sozialismus“, Ref. Gen. Kowoll
4. Anträge und Verschiedenes

Zur Teilnahme berechtigt sind die Vorsitzenden u. 1 Delegierte jeder Frauengruppe, sowie 1 Delegierte von Parteivereinen, die ein Interesse an der Frauenbewegung haben

Der Bezirksausschuß
J. A.: A. Kowoll

Das Sanacjaorgan droht

In den politischen Kreisen der schlesischen Wojewodschaft wird davon erzählt, daß der Korfantyklub im Schlesischen Sejm die Absicht hat, Korfanty zum Sejmmarschall des zweiten Schlesischen Sejm vorzuschlagen. Zu dieser Frage nimmt heute das hiesige Sanacjaorgan Stellung und spricht die Meinung aus, daß es unwahrscheinlich ist, daß sich im Sejm eine Mehrheit für die Korfantydiktatur finden sollte. Man glaubt nicht, daß die N. P. R. und die Deutsche Wahlgemeinschaft für die Kandidatur Korfantys stimmen werden. Dann aber sagt die „Polska Zachodnia": Sollte sich aber, entgegen unseren kritischen Betrachtungen, eine Mehrheit für die Korfantykandidatur auf den Sejmmarschallposten finden, so käme das einer unvermeidlichen und baldigen Katastrophe für den Schlesischen Sejm gleich. Es wäre daher gut daß in den Reihen der schlesischen Sejmabgeordneten soviel Verantwortungsgefühl, bezw. Selbsterhaltungsinstinkt aufgetrieben wird, daß noch rechtzeitig diese gefährlichen Spiele angehalten werden, die mit katastrophalen Konsequenzen drohen.

Die Sprache läßt jedenfalls an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig und sie ist so zu verstehen, daß, falls Korfanty zum Sejmmarschall gewählt werden sollte, die Auflösung des Sejms zu erwarten ist. In Warschau wurde gestern vordemonstriert, wie es gemacht wird und wir können darauf gefaßt sein, daß es bei uns auch nicht anders wird, selbst, wenn Korfanty zum Sejmmarschall nicht gewählt werden sollte.

Die schlesischen Sejmabgeordneten leisten kein Gelöbnis

Am kommenden Dienstag findet die erste Sitzung des neugewählten Schlesischen Sejms statt, und daher wird das Interesse für den Sejm immer größer. U. a. befaßt man sich auch mit der Verpflichtung der schlesischen Sejmabgeordneten, die sonst in allen gesetzgebenden Körperschaften, und selbst in den Gemeinderäten, üblich ist. Nach dem Organischen Statut für Schlesien ist von einem Gelöbnis der Sejmabgeordneten im Schlesischen Sejm keine Rede und tatsächlich wurden die Abgeordneten im ersten schlesischen Sejm nicht verpflichtet. Die Geschäftsordnung des Schlesischen Sejm, wie sie durch den ersten Sejm beschlossen wurde, sieht auch keine Verpflichtung der Abgeordneten vor, und es ist anzunehmen, daß auch in dem zweiten Sejm die Verpflichtung entfällt, es sei denn, daß der Sejm die Geschäftsordnung abändert. Der Schlesische Sejm ist wohl das einzigste Parlament, in welchem die Abgeordneten nicht verpflichtet werden.

Verlängerung der Unterstützungssätze um weitere 17 Wochen

Das Arbeits- und Wohlfahrtsministerium veröffentlicht eine neue Verfügung, wonach für alle diejenigen Arbeitslosen, welche eine Unterstützung nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz vom 18. Juli 1924 erhalten und deren Karrenzzeit am 31. Mai abläuft, die laufenden wöchentlichen Beihilfen um weitere 17 Wochen verlängert werden. Es handelt sich hierbei um Beschäftigungslose, die innerhalb der Wojewodschaft Schlesien wohnhaft sind. Die Auszahlung der Unterstützungssätze nimmt der „Fundusz-Bezrobocia" (Arbeitslosenfonds) und zwar durch die zuständigen Gemeindeämter vor.

Von der Kattowitzer Handelskammer

Ab 7. Mai d. Js. wurden die Ingenieure Stanislaus Folewinski aus Nowy-Bytom und Roman Czut aus Siemianowitz zu Gerichtssachverständigen für die Eisenhandelsbranche. innerhalb des Landgerichtsbezirks Kattowitz, ernannt. y.

Rückkehr von Ferienkindern

Das „Rote Kreuz" in Kattowitz gibt bekannt, daß am Montag, den 2. Juni, von der Erholungsstätte Jastrzemb-Zdroj Kinder aus den Ortschaften Schoppinitz, Janow, Rybnik und Siemianowitz zurückkehren. Die Eltern bezw. Erziehungsberechtigten werden ersucht, ihre Kinder am gleichen Tage nachmittags 3 Uhr vor der 3. Klasse des Kattowitzer Bahnhofs abzuholen. y.

Kattowitz und Umgebung

Der englische Bergarbeiterführer Cook spricht zur Arbeiterschaft.

Im Anschluß an den internationalen Bergarbeiterkongreß in Krakau, hatte die hiesige Arbeiterschaft Gelegenheit, so manchen der ausländischen Delegierten in Versammlungen sprechen zu hören. So veranstalteten gestern die polnischen Klassenkampfgewerkschaften im Saale des „Tivoli", Kattowitz eine Versammlung, in welcher der bekannte, englische Bergarbeiterführer Cook referierte.

Nach 5 Uhr eröffnete Gen. Chruszcz die Zusammenkunft, indem er alle Erschienenen willkommen hieß und vor allem den auswärtigen Gast begrüßte, der von den Anwesenden mit dem Ruf „Cook idzie" stürmisch empfangen wurde. Im Namen der P. P. S. sprach Gen. Janta ebenfalls herzliche Begrüßungsworte, im Namen der D. S. A. P. Gen. Kowoll, welcher seiner Freude Ausdruck verlieh, durch die Anwesenheit des Gen. Cook mit dem englischen Proletariat, wenigstens für Stunden verbunden zu sein. In längeren Ausführungen behandelte dann der Gen. Stanczyk die Lage der hiesigen Arbeiterschaft, und forderte diese zum Kampf auf für die Idee des Sozialismus.

Nun erteilte der Versammlungsleiter dem Gast das Wort. Gen. Cook referierte natürlich in englischer Sprache, äußerst temperamentvoll, mit lebhaften Handbewegungen. Redner gab seiner Freude Ausdruck, hier bei den polnischen Kampfbrüdern weilen zu können, behandelte die politische Wichtigkeit des Klassenkampfes, und protestierte vor allem heftig gegen jede Kriegsmachination. Die Leidenschaftlichkeit des Referenten, mit welcher er immer wieder die internationale Verbrüderung der Arbeiter betonte, ging den Hörern zu Herzen und wird Jedem ewig in Erinnerung bleiben. Stürmischer, brausender Beifall dankte den Ausführungen des Gen. Cook. Als Uebersetzer fungierte Gen. Leidinger, Warschau.

Der Besuch hätte allerdings besser sein können, man hätte schon ein größeres Interesse für diese Veranstaltung erwarten können.

Die diesjährigen Gerichtsferien. Wie wir erfahren, beginnen am 15. Juni die diesjährigen Gerichtsferien, welche bis zum 15. September andauern. In dieser Zeit wird voraussichtlich in der Woche nur einmal die Zollstrafkammer und zweimal die Strafkammer tagen.

Anstatt besser wird es immer schlimmer

Die Zahl der Arbeitslosen steigt — Die Hoffnung auf den Herbst — 66 Groschen Unterstützung pro Kopf — In Polen werden auch 16 Stunden pro Tag gearbeitet

Aus Schwientochlowitz kommt die Meldung, daß in der letzten Zeit die Zahl der Arbeitslosen um 979 Köpfe gestiegen ist. Dann wird weiter aus demselben Kreise berichtet, daß im Monat Mai die Zahl der Beschäftigten von 46 968 auf 45 700, oder um 1168 Arbeiter zurückgegangen ist. Auf allen Gruben sind jede Woche 3 Feierschichten eingelegt Die Erzgrube in Brzozowice hat ihren Betrieb gänzlich eingestellt. So im Kreise Schwientochlowitz, und in anderen Kreisen ist es auch nicht besser. Die Situation ist im ganzen Staate dieselbe.

Die Saison ist da, doch von einer merklichen Abnahme der ungeheuren Arbeitslosigkeit ist nichts zu merken.

Von den fast 300 000 amtlich registrierten Arbeitslosen haben bis heute knapp 15 000 Arbeit bekommen. Ein winziger Prozentsatz, der für die Gesamtlage ohne größere Bedeutung ist. Es ist schlechter als im Vorjahr, das schon als katastrophal galt. Damals „fiel" die Arbeitslosigkeit Ende April von 184 000 auf 155 000, also um zirka 16 Prozent. Heute sind es knapp 4 Prozent!

Nichts rührt sich! Von neuen Bauten ist nichts zu merken, die Fabrikhallen liegen tot da. Die Warenlager sind vollgepfropft, die Scheunen sind gefüllt, aber niemand kann kaufen. Ueberall fehlt es an Geld; nicht nur den Arbeitslosen.

Zwar hat der Handelsminister Kwiatkowski dieser Tage vor Vertretern der Wirtschaft wieder einmal mit einem gewissen Optimismus von der Zukunft gesprochen; doch welcher polnische Minister hat dies — mit Ausnahme von Witos: „Jutro będzie gorzej" („Morgen wird es schlechter sein") — nicht getan? Jetzt soll der Herbst die Besserung bringen.

Früher, im Herbst und im Winter, wurde der Frühling als Rettungsbringer gepriesen. Der Herr Professor und mehrmalige Ministerpräsident Bartel war etwas vorsichtiger und erzählte u. a. Anno 1927, es werde zirka zwei Jahre dauern, bis eine Besserung eintrete.

Alle Termine sind verstrichen. Nichts hat sich gebessert. Im Gegenteil verschärfte sich nur das Elend. Alle neuen Versprechungen begegnen einem eisigen Unglauben.

Die Saison ist da, doch das Elend nimmt nicht ab, sondern wächst. Immer mehr Arbeitslose verlieren ihren Anspruch auf die paar Groschen Unterstützung aus dem Arbeitslosenfonds. Die Zeit von 17 Wochen, in denen der Arbeitslose diese Unterstützung in Höhe von 30—50 Prozent seines Lohnes erhält, ist für die meisten vorbei. Und bekommt jemand durch Zufall eine neue vorübergehende Arbeit, dann hat er im Fall einer eventuellen Arbeitslosigkeit erst dann einen Anspruch auf eine neue Unterstützung, wenn er 20 Wochen hintereinander im selben Betrieb gearbeitet hat.

Der Spießer, der oft über die Arbeitslosenunterstützung höhnt, ist in dem irrtümlichen Glauben, daß der Arbeitslose bis in alle Ewigkeit seine „fürstliche" Unterstützung erhält. Von der 17wöchigen Galgenfrist hat er keinen Dunst, ebensowenig von der Bedingung, daß diese kurze Unterstützungsperiode erst dann eintritt, wenn der Arbeiter das Glück gehabt hat, 20 Wochen hintereinander in einem Betrieb geschuftet zu haben. Hierauf, auf dieses graue Elend, folgt die schwärzeste Zeit, die viele zur vollkommenen Verzweiflung, zum Selbstmord und oft auf Abwege führt. Der Staat, der ca. 900 000 000 Zloty — ein Drittel aller Staatsausgaben — für unproduktive militärische Zwecke ausgibt, spendiert dann für die Armee der Arbeitslosen 1½ Millionen Zloty und überweist sie zur weiteren Verteilung an die Wojewodschaften, von denen sie zu den einzelnen Gemeinden gelangen. Letztere bestimmen über die Höhe ihrer Verteilung.

Was kommt hiervon in die Hände der Hungernden? — Für einen einzelstehenden Arbeiter täglich — 66 Groschen, eine Familie über 5 Personen erhält pro Tag 1.50 Zloty. Damit sie hieran nun nicht zu fett und übermütig werden, ist dafür vom Staate gesorgt, daß eine Familie, sofern sie mehrere arbeitslos gewordene, frühere Verdiener enthält, nicht mehr als täglich 2 Zloty 82 Groschen erhält.

Also zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel!

Ein besonderes Kapitel bilden die Halbarbeitslosen, Leute, die in der Woche oft nur an 4 oder 3 Tagen — oder an noch weniger Tagen — „Verdienst" haben. Diese Armee beläuft sich auf 300 000 Köpfe. — Während nun ungeheure Massen ohne Arbeit sind, nichts verdienen und auch nicht mehr unterstützt werden, um allmählich an Unterernährung und an sich leicht einstellenden Krankheiten zugrunde gehen beziehungsweise zermürbt werden, wird ein großer Teil der noch Beschäftigten, deren Löhne meist unter dem Existenzminimum stehen, zermürbt durch Ueberarbeitung.

Der Bruch des Achtstundentages ist an der Tagesordnung. 10-, 12-, 14- ja sogar 16stündiger Frondienst ist gang und gäbe. Kein Arbeitsinspektor regt sich darüber mehr auf.

Könnte nicht durch eine straff durchgeführte Innehaltung der gesetzlich verankerten 8stündigen Arbeitszeit einem ungeheuren Teil der Arbeitslosen geholfen werden? Natürlich würde diese Maßnahme nicht das Uebel an der Wurzel fassen. Letzteres liegt (neben einer gewissen Auswirkung der allgemeinen Weltkrise) vor allem in der Finanzwirtschaft des polnischen Staates begründet, der den Löwenanteil seiner Einnahmen für unproduktive Zwecke (Militär, Grenzschutz usw.) und die Bürokratie ausgibt und der für produktive Zwecke (Regulierung der Flüsse, Entsumpfung Polesiens, Bau von Bahnen, Chausseen, Häusern usw.) fast nichts übrig hat. So lange sich dieses System nicht ändern wird, dürften wir schwerlich auf einen grünen Zweig kommen.

Aus Liebe zum Betrüger geworden

Im Banne der Schauspielerin — Fälschungen und Veruntreuungen — Mildernde Umstände

Eine sehr interessante Strafsache, welche aus dem Rahmen der üblichen Strafprozesse fällt, gelangte am gestrigen Freitag vor dem Landgericht Kattowitz zur Verhandlung. Wegen Fälschung in 38 Fällen war der 28 jährige, ehemalige Student und jetzige Kaufmann Stanislaus Polak aus Warschau, z. Zt. in Kattowitz wohnhaft, angeklagt. Die letzte Zeit hindurch war der Beklagte, welcher in Warschau mit einer bekannten Schauspielerin die Ehe einging, als Vertreter für zwei Versicherungsgesellschaften tätig. P. befand sich in großer Geldkalamität und verfiel auf den Gedanken, durch Fälschung von Wechseln und Versicherungsanträgen die Auszahlung größerer Versicherungsprovisionen zu ermöglichen.

So fälschte Stanislaus P. eine Menge von Wechseln, die über Beträge bis zu 3000 Zloty lautete. Aehnliche Fälschungen verübte der Angeklagte mit den Anträgen über angebliche Versicherungsabschlüsse. Derartige Anträge lauteten auf Summen bis zu 7000 Dollar, sowie in einem Falle auf eine Summe von 50000 deutscher Mark. Dem P. glückten all' diese Schwindelmanöver, sodaß er anstandslos größere Provisionsgelder und zwar einmal 9000 Zloty, ein zweites Mal den Betrag von 625 Dollar ausgezahlt erhielt. Er benutzte bei allen Fälschungen nachgeahmte Firmenstempel, sowie gefälschte Personaldokumente, die er auf Wunsch jederzeit vorlegen konnte. Stanislaus P. lies sich neben diesen vielen Fälschungen auch Veruntreuung zuschulden kommen, indem er einen Betrag von 2000 Zloty, welcher für einen Vertrauensarzt einer Versicherungsgesellschaft bestimmt war, nicht zustellte, sondern das Geld für private Zwecke verbrauchte. In einer Bank legte er einen gefälschten Garantiewechsel über die Summe von 1000 Zloty vor und erhielt hierauf das Geld ausgezahlt.

Während des Verhörs gestand der Angeklagte, der trotz der vielen Verfehlungen einen äußerst sympathischen Eindruck machte seine Schuld. Es zeigte sich, daß er aus guter Familie stammt. Der Vater war in Krakau Bankdirektor und ist bereits gestorben. Durch die Inflation ist die Familie verarmt. Der Angeklagte war auf der Hochschule ein beliebter Schüler, dem Stipendien gewährt wurden. Durch den Krieg konnte er seine Studien nicht weiter fortsetzen. Er widmete sich schließlich der kaufmännischen Branche und lernte dann in Warschau die Schauspielerin kennen, in welche er sich dermaßen verliebte, daß er von ihr nicht mehr lassen konnte und mit ihr die Ehe einging. Der Aufwand dieser Frau gilt als die Hauptursache zu den schweren Verfehlungen des um 5 Jahre jüngeren Ehemannes, welcher als Opfer seines Liebestaumels aufzusehen ist. Der Beklagte dürfte diese strafbaren Handlungen ohne Wissen dieser Frau begangen haben, welcher er etwas sein wollte und bestimmt manches vortäuschte, um die Geldzuschüsse irgendwie begründen zu können.

Der Verteidiger wies auf alle diese Umstände hin, die den Angeklagten zu den Verfehlungen bewogen haben und appellierte an das Gericht, Milde walten zu lassen, um dem Gestrauchelten durch weitgehendstes Verständnis wieder auf den richtigen Weg zu helfen. Selbst der Staatsanwalt wies daraufhin, daß manches als strafmildernd zu berücksichtigen sei und plädierte auf die Mindeststrafe von 1 Jahr. Das Gericht ließ weitgehendste Milde walten und verurteilte den jungen Mann zu nur 5½ Monaten Gefängnis, bei Anrechnung der verbüßten Untersuchungshaft und Zubilligung einer Bewährungsfrist für die Zeitdauer von 5 Jahren. y.

Aus dem Auto geschleudert. Auf der ul. Sienkiewicza in Kattowitz kam es zwischen dem Fuhrwerk der Expeditionsfirma „Felix i Ska" und einem kleinen Motorwagen zu einem heftigen Zusammenprall. Wrobel, welcher den Motorwagen steuerte, wurde hierbei aus dem Wagen geschleudert und erheblich verletzt. Es erfolgte eine Ueberführung in das städtische Krankenhaus.

Diebstahlschronik. Der Kattowitzer Kriminalpolizei gelang es inzwischen das frühere Dienstmädchen Anna Chrobaczek aus Hohenlohehütte zu ermiteln und zu arretieren, welche im Monat April zum Schaden ihrer Dienstherrschaft eine eiserne Geldkassette mit 1000 Reichsmark, 980 Zloty, sowie einer goldenen Damenuhr im Werte von 300 Zloty stahl. — Wegen Diebstahl zweier Wechsel im Werte von 100 Zloty, einem Barbetrag von 120 Zloty, sowie einer Verkehrskarte zum Schaden des Hermann Frystacki, wurden der Otto St., Wilhelm Sp. und Maximilian B. aus Zawodzie von der Kriminalpolizei verhaftet. x.

Eichenau. (Schwierigkeiten bei der Anmeldung in die Minderheitsschule.) Trotz des Elternrechts und allen Beschlüssen in Genf, werden von seiten der zuständigen Schulleiter bei der Anmeldung der Kinder in die Minderheitsschule Schwierigkeiten gemacht. Der Schulleiter Gomola scheint ganz besondere Ansichten zu vertreten. Herr Gomola äußerte sich einigen Erziehungsberechtigten gegenüber, daß keine Kinder aufgenommen werden, die beide Sprachen sprechen. Es werden nur rein deutsche Kinder aufgenommen. Die Frage ist hier wirklich am Platze, warum Herr Gomola so ein großer polnischer Patriot geworden ist und die Ortschaft so schnell polonisieren will? Die große Mühe, die er sich gibt, wird ihm doch die gewünschte Frucht nicht bringen, denn wenn Bismarck es nicht zu Stande gebracht hat, die Ostgebiete vollständig zu germanisieren, so wird es ein pan Gomola auch nicht fertig bringen, Mala Dombrowka zu polonisieren. Früher dachte Herr Gomola ander, jetzt will er den Deutschen ihre deutsche Gesinnung streitig machen und will ihnen ihr Recht beschneiden. Einwohner von Klein-Dombrowka werden sich ihre Rechte nicht nehmen lassen. Hoffentlich genügen diese Zeilen dem pan Gomola und er unterläßt in Zukunft solche Aeußerungen.

Eichenau. (Etwas vom Postamt.) Das Postamt, welches im Hause des Herrn Stamfest in einem ganz engen Raume untergebracht ist, ist für die jetzigen Verhältnisse zu klein. Schon für das Postpersonal ist dieser Raum nicht ausreichend. Was soll aber die Bevölkerung sagen, vor allen die alten Invaliden, die ihre Rente auf der Post abholen und stundenlang auf der Straße warten müssen. Bei schönem Wetter ist es noch angängig, aber bei regnerischem Wetter ist es kein Vergnügen auf der Straße zu warten. Dieses Uebel muß beseitigt werden. Herr Kosma, der Gemeindevorsteher von Eichenau baut in einer sehr guten Lage ein Haus. Es wäre sehr vorteilhaft, wenn in diesem Hause geeignete Räumlichkeiten für das Postamt eingerichtet würden. Wir hoffen, daß diese Mängel im Interesse der Bürger baldigst beseitigt werden. —a.

Wollen Sie kaufen oder verkaufen? Angebote und Interessenten verschafft Ihnen ein Inserat im „Volkswille"

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Ein Gast aus dem Jenseits

Von Schalom Asch.

Vor vielen Jahren war unserem Freunde folgende passiert: Einmal lag er an einer ziemlich ernsten Krankheit darnieder, — was ihm fehlte, dessen erinnern sich die Leute nicht mehr, jedenfalls aber war es so schlimm, daß man meinte, es gehe mit dem Mann, Gott behüte euch davor, zu Ende. Daher ließ man den „Abheber" Schlojme holen, das Mitglied des Bestattungsvereins der Chewra Kadischa, dem es obliegt, die Verstorbenen vom Totenbett zu heben und sie nach den rituellen Vorschriften der Juden auf den Fußboden zu legen. Da Schlojme sah, daß es um den Mann schlecht stand, ließ er Kerzen anzünden und begann die für solche Gelegenheiten passenden Gebete zu murmeln. Die Frau des Kranken rannte in ihrem Schmerz mit dem Kopf an die Wand, und die Kinder erhoben ein solches Jammern und Wehklagen, daß die halbe Stadt vor den Fenstern zusammenlief und die Straße schwarz von Menschen war. Als Schlojme am Bett alles gemurmelt hatte, was bei solchem Anlaß üblich ist, hielt er unserem Freunde eine Gänsefeder unter die Nase, — doch weder sie, noch der Mann bewegte sich. Da drückte ihm Schlojme die Augen zu, breitete ein Tuch über ihn und — alles schien vorüber zu sein. Doch als Schlojme und ein zweiter Jude unseren Freund aus dem Bette hoben und ihn auf die dünne Schichte Stroh legten, die man nach dem Brauch auf dem Boden ausgebreitet hatte, da — nieste der Mann kräftig. Ihr könnt euch vorstellen, was darauf folgte: Erschrocken lief alles aus dem Zimmer, selbst Schlojme, der alle Toten „abhob" und eigentlich mit Verstorbenen mehr zu tun hatte als mit Lebenden, nahm Reißaus. So etwas war ihm noch nie untergekommen! Als man sich wieder ins Zimmer wagte, saß unser Fr.:and auf dem Stroh, das man für ihn ausgebreitet hatte, blinzelte mit lichtschwachen Augen in eine Kerze, die ihm zu Häupten brannte, und sprach mit matter Stimme:

„Sure, gib mir ein bißchen Hafergrütze!"

Als er später genas und erfuhr, was ihm passiert war, erinnerte er sich, daß er tatsächlich schon im Himmel gewesen war; dort trat ein Engel auf ihn zu und fragte ihn: „Wie heißt du, lieber Freund?" Damit faßte er ihn am Racklatz und rief: „Komm mit!" Doch da legte sich ein anderer Engel, der dabei stand, ins Mittel; er hatte ein sehr gütiges Antlitz und trug weiße Flügel, daraus schloß Baruch-Moische (so hieß unser Freund, von dem wir hier erzählen), daß es der gute Engel Gabriel sein müsse. Der Engel Gabriel aber rief: „Halt, nur schön langsam! Wir müssen vorerst feststellen, wem der Mann gehört, zunächst muß das Gericht abgehalten werden, und das ist Sache des Herrn der Welt!" In einiger Entfernung aber standen, von einer Wolke halb verhüllt, Männer in weißen Totengewändern und Gebetmänteln und nickten dem guten Engel Gabriel beifällig zu.

„Das waren wohl" — fügte Baruch Moische erklärend hinzu — „meine Vorfahren; die Ahnen kamen mir entgegen und wenn ich mich nicht täusche, sah ich unter ihnen meinen seligen Vater zusammen mit meinem Großvater Reb Chune, der ein berühmter Zaddik war. Mein seliger Vater streckte mir bereits — so glaube ich. — die Hand zum Gruß entgegen. Genau erinnere ich mich allerdings nicht daran, denn gerade in diesem Augenblick gab mir jemand einen Nasenstüber und rief: „Baruch Mojsche, man braucht dich hier noch nicht!" Und ich schlug die Augen auf."

Das erzählte der Mann und setzte, wie im Selbstgespräch, hinzu:

„Also war ich eigentlich schon im Jenseits."

Und alles bekam vor Baruch-Mojsche ganz gewaltigen Respekt, in den sich auch ein wenig Furcht mischte: Ein Mann, der schon im Jenseits gewesen war! Man wich ihm aus, wo man konnte. Wer ihm begegnete, ging auf die andere Straßenseite. War es aber unmöglich, ihm auszuweichen, so beeilte man sich, ihm „guten Morgen" zu sagen, als fürchtete man, ihn zu erzürnen. Den Gruß begleitete stets ein freundliches Lächeln, und da es, aus Hochachtung oder aus Furcht, nun einmal soweit gekommen war, wechselte man auch mit Baruſch-Mojsche ein paar Worte, um sich jedoch so rasch als es nur ging, zu verabschieden...

Als Baruch-Mojsche merkte, daß man ihm auswich und Angst vor ihm hatte, hob sich sein Selbstbewußtsein, und er kam sich sehr wichtig vor. So oft er sich irgendwie getroffen oder benachteiligt fühlte, — wenn man ihm etwa am Sabbat nicht zu jenem Abschnitt der Thoravorlesung aufrief, auf den er Anspruch zu haben glaubte, wenn er im Bade keinen Platz fand, oder wenn auf dem Markt jemand für einen Sack Getreide oder ein Maß Kartoffeln dem Bauern mehr bot als er, — zog unser Freund den Leibgurt fester und rief:

„Mit mir ist nicht zu spaßen! Ich bin ein Mann, der auch schon im Jenseits war!"

Das Wort „Jenseits" erfüllte alle Umstehenden mit Angst und Schrecken, und jeder beeilte sich, mit einer rasch zurechtgemachten Grimasse, die um Entschuldigung bat, zu versichern:

„Aber es ist mir gar nicht eingefallen, wahrhaftig, es ist mir nicht eingefallen . . ." — damit ging man Baruch-Mojsche schnell aus dem Wege.

Mit der Zeit kannte sich Baruch-Mojsche im Jenseits so gut aus, als wäre er dort zu Hause.

Zunächst einmal vergönnte er es niemandem. Wenn er hörte, daß jemand durch den Tod ins Jenseits übersiedelt war, sagte er kühl:

„Das kenne ich, im Jenseits war ich auch schon!" — dabei verzog er verächtlich die Lippen und machte eine herablassende Handbewegung, die auszudrücken schien, das ganze Jenseits sei nicht wert, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, und er, Baruch-Mojsche, wundere sich bloß, daß man von einer solchen Lappalie soviel Aufhebens mache.

Und da das Jenseits ein Land war, in dem Baruch-Mojsche Bescheid wußte, gab er, an Sommerabenden auf der Bank vor dem Bad, im Winter beim Ofen im Bethaus, Schilderungen vom Jenseits. Er kannte dort gewissermaßen jede Gasse und jeden Bewohner, war mit den Engeln des Gerichts, dem Engel Gabriel, — kurz mit jedermann gut Freund. An diese Erzählungen schloß er regelmäßig einen Bericht über seine eigenen Erlebnisse, wie energisch er drüben aufgetreten war und wie er's den Leuten dort gegeben hatte:

„Ich hab' keine Angst vor ihnen; denn wohin man kommt, dort heißt es, den Mund am rechten Fleck haben. Man muß eben verstehen, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden, — das ist das Wichtigste."

Baruch-Mojsche schob den kleinen Hut mit dem schmalen Rand ins Genick, kraute seinen mit Federn durchzogenen Bart, auf dem der Staub des ganzen Marktplatzes zu liegen schien, und ließ vor den gespannten Zuhörern seiner Phantasie die Zügel schießen:

„Ich erinnere mich ganz genau, — Schlojme hat mich eben vom Bett gehoben und ich liege auf dem Boden und warte auf die Dinge, die da kommen sollen. Da erscheint der Bursche — ihr wißt ja, wen ich meine — und beginnt mit seinem gewohnten „Wie heißt du?" Da ich ihm nicht rasch genug antwortete, packt er mich beim Kragen und ruft: „Komm mit!" Meint Ihr, ich hätte Angst vor ihm gekriegt? Ist mir nicht im Traum eingefallen! „Hör' mal!", sag ich ihm, „du bist freilich der Engel des Gerichts, und es ist dein Amt, alle, die über die Grenze kommen, nach ihrem Paß zu fragen; so ist es eben üblich, wenn man ein anderes Reich betritt; ich verstehe das", sag ich, „mir muß man die Dinge nicht erst des Langen und Breiten erklären; aber mich fortzuschleppen, dazu hast du kein Recht! Wir sind hier nicht in jener verfluchten Welt von Polizisten und Gendarmen, aus der ich komme! Dort wird man mir nichts dir nichts ins Rathaus geschleppt und ins Loch gesteckt. Hier aber, in der Welt der Wahrheit", sage ich, „hier geht das nicht so hui, pfui! Hier herrscht Ordnung, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit; so steht es in der Schrift! Mich", sage ich, „wirst du nicht schrecken, ich kenne die Vorschriften! Solltest du dir aber einfallen lassen, mit mir", sage ich, „Geschichten zu machen, die sich nicht gehören, so gehe ich sofort vor Gottes Thron mich beschweren! Augenblicklich erstatte ich die Anzeige! Denn ich bin nicht der erste beste, ich bin ein Enkel des Erzvaters Abraham, bin beschnitten, wie sich's gehört, und auch mich hat Moses auf dem Berge Sinai das Gesetz gelehrt. Ich habe," sage ich, „genügend Protektion! Wenn du bei mir eine Amtshandlung vornehmen willst, so legitimiere dich zu allererst! Ja, so hab' ich mit ihm gesprochen! Warum denn nicht? Brauchte ich denn Angst vor ihm zu haben? Huhn, in Butter ausgebacken, habe ich mein Lebtag nicht gegessen, mit Weibern nicht getanzt, man weiß, daß man koscher ist, dann kann man gleich ganz anders auftreten! Und während ich so rede, versammeln sich meine Ahnen; in ihre Gebetmäntel gehüllt, nicken sie mir freundlich zu: „So ist's recht, Baruch-Mojsche, gib's ihm nur ordentlich!"

„Und tatsächlich, er kriegt einen mächtigen Schrecken vor mir, der Engel des Gerichts; sofort wird er zahm und sagt: „Schleppe ich dich denn, Baruch-Mojsche? Ich schleppe dich ja gar nicht! Ich suche dich bloß, zu Gericht zu kommen, zur Verhandlung vor Gottes Thron."

„Vor dem Gericht," sage ich, „habe ich auch keine Angst, denn ich weiß, daß ich koscher bin. Gut," sage ich, „gehen wir! Ich traue mich auch, mit dem lieben Herrgott Prozeß zu führen, ich habe keine Angst! Es gab dort unten Honiglecken für mich, ich mußte mich schwer und bitter plagen, im Sommer in der glühenden Hitze, im Winter in Frost und Kälte, und allzu satt hab' ich mich an den Kartoffeln nicht gegessen. Und meine Kinder hab' ich, wie sich's gehört, in den Cheder geschickt. Ich werde dem Herrn der Welt schon zeigen," sage ich, „wie meine Schultern aussehen, auf denen ich die schweren Säcke durch die Dörfer getragen habe. Ich werde ihm schon zeigen, dem lieben Herrgott," sage ich, „wie mir die Gendarmen die Hüfte lahm geprügelt haben, als sie mir darauf kamen, daß ich ohne Lizenz den Hausiererhandel treibe! Soll ich am Ende hier auch noch Prügel kriegen? Ich bin dort unten schon genug geprügelt worden! Ja, ich werde es ihm schon sagen, dem lieben Herrgott!", sage ich. „Meinst du vielleicht, ich hätte Angst? Warum denn? Mein Päckchen Gebete und Psalmen habe ich mitgebracht, da unterm Arm ist es."

„Ihr glaubt am Ende, sie hätten keine Angst vor mir gekriegt? — Alle, die ganze Gesellschaft dort oben bekam gewaltigen Respekt! Als ich zu Ende war, da wurde es mäuschenstill. Ja, man muß nur den Mund am rechten Fleck haben, überall muß man den Mund aufmachen, auch im Jenseits!"

„Nach meinen offenen Worten tritt der gute Engel Gabriel auf mich zu, gibt mir einen Nasenstüber und spricht zu mir, indem er freundlich lächelt, jawohl, er hat freundlich gelächelt: „Baruch-Mojsche, du kannst zu deiner Frau und deinen Kindern nach Hause gehen, du darfst auf die Erde zurückkehren, wir brauchen dich hier noch nicht!" — Wie ich das höre, nehme ich den Hut ab, verneige mich, danke sehr höflich (schließlich weiß man, was sich schickt) und ge.:e meines Weges . . ."

Als Baruch-Mojsche viele Jahre später wirklich gestorben war, lag er drei Tage und drei Nächte auf dem Totenbett. Niemand wagte ihn anzurühren, denn wer weiß, am Ende hat Baruch-Mojsche abermals vor dem Gerichtshof im Jenseits Protest erhoben und wird als „untauglich" zurückgeschickt; ein gutes Mundwerk hat er ja!

Der Karikaturenzeichner

Josef Rubint, der hervorragende Zeichenkünstler, verließ sehr befriedigt die Frühjahrsausstellung des Künstlerbundes, wo Karikaturen ausgestellt waren. Seine Freunde und Bekannten umgaben ihn feiernd, weil auch er mit einer ganzen Menge Federzeichnungen unter den Ausstellern figurierte, welche die Wände des zweiten Saales bis auf den letzten Platz bedeckten.

Treffende Karikaturen von Politikern, scherzhafte Bleistiftskizzen von Schauspielern und sonstigen bürgerlichen Größen reihten sich eingerahmt eine an die andere, es gab aber auch unzählige Charakterbilder, deren Originalmodelle gänzlich unbekannt waren.

Die Presse konstatierte übereinstimmend, daß „Josef Rubint ein aufsehenerregendes Talent sei", ja, die eine Zeitung, die er sich soeben beim Weggehen von der Ausstellung gekauft hatte, schrieb sogar, daß die Karikatur „Der kahle Herr und die stumpfnasige Dame" eine der besten Zeichnungen sei, die man in den letzten Jahren gesehen habe.

Josef Rubint stopfte die Zeitung in die Tasche und eilte nach Hause. Er legte sein Jackett ab und kleidete sich um. Er zog einen grauen Anzug an und wollte sich soeben die lila Krawatte zu einem Knoten binden, als es klingelte. Das Stubenmädchen meldete eine vornehme Dame, die gleich nach ihm eintrat.

„Ich suche den Herrn Maler Rubint."

„Ich bin es," erwiderte der Künstler.

Und er betrachtee den unbekannten Besuch. Es war eine schöne Frau. Nicht gerade jung. Schon über die dreißig, aber noch weit von vierzig. „Bitte, mein Herr, verzeihen Sie, wenn ich so zur Tür hereingestürzt komme," begann sie, „es interessiert mich aber dringend ein Bild, das Sie im Künstlerbund ausgestellt haben."

„Welches Bild meinen Sie?"

„Eine Karikatur. Im Katalog trägt es die Nummer 68 und ist betitelt: „Der kahle Herr und die stumpfnasige Dame."

„Gnädige Frau, verzeihen Sie, das Bild ist bereits verkauft. Ein Seidenwarenhändler aus der inneren Stadt hat es gekauft."

„Schade, sehr schade!" klagte die Frau, „da ich aber schon hier bin, wären Sie nicht so lieb, mir zu sagen, wen die Karikatur darstellt?"

„Ich kenne wahrlich weder den kahlen Herrn noch die betreffende stumpfnasige Dame."

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber die charakteristischen Federzüge verraten, daß Sie die beiden Personen längere Zeit studiert haben müssen, bevor Sie deren Gestalt zu Papier brachten."

„Sie haben es erraten, gnädige Frau. In meinem Stammkaffeehaus, in dem ich verkehre, sah ich jeden Donnerstag nachmittags den kahlen Herrn in Begleitung einer hübschen, jungen, stumpfnasigen Dame. Einmal vergaßen sie, auf einem abseits stehenden Diwan sitzend, miteinander schäkernd, das Gewimmel um sie herum, und in einem unbeobachteten Augenblick warf ich sie aufs Papier."

„Sie gehen sicherlich ins Cafee Lido?"

„Nein, gnädige Frau, gerade das Gegenteil, mein Stammkaffeehaus ist das Cafee Kopenhagen." „Ich danke, mein Herr, ich danke Ihnen sehr. Jetzt weiß ich schon alles."

Damit nickte ihm die reizende unbekannte Dame herablassend zu und entfernte sich rasch.

Drei Tage später standen dem Maler alle Haare zu Berge. Er las nämlich folgendes in der Zeitung:

„Gestern, Donnerstag nachmittags, war das Cafee Kopenhagen der Schauplatz eines großen Skandals. An einem Tisch des Kaffeehauses plauderte ein kahler Herr diskret mit einer jungen, stumpfnasigen Dame, als eine mit ausgewählter Eleganz gekleidete, ungefähr 35jährige vornehme Dame mit hocherhobenem Schirm zu dem Tisch trat und dort ihren Schirm entzweibrach, indem sie mit diesem bald rechts auf den Kopf des kahlen Herrn, bald links auf den Rücken der stumpfnasigen Dame schlug. Die Gäste trennten die Raufenden. Bis jedoch die Polizei kam, um die Personalien der Helden festzustellen, waren alle drei vom Schauplatz verschwunden."

Josef Rubint schlug die Hände zusammen.

„Alle Heiligen: und an allem bin ich schuld!"

Und er beschloß, von Liebespaaren, die sich an öffentlichen Orten aufhalten, nie wieder Karikaturen anzufertigen.

(Berechtigte Uebersetzung von Maurus Mezei.)

Zeitungen tragen

Ich bin noch klein, ein Junge, und heiße Erich Krüger;
wir wohnen im Hinterhof der Breite Straße sieben.
Wir haben zwei Stuben, die eine ist ohne Fenster,
die andre hat eines, aber ich muß mich auf die Spitzen stellen,
um nichts zu sehen als Dächer.

Auch Dächer sind manchmal schön, wenn Schnee liegt,
und ich kann an Spuren sehn: da sind Vögel gewesen —,
oder wenn der Wind in den Dachziegeln klappert
und spielt den Rauch vor sich hin in die Welt.

Meine Mutter ist nie zu Hause, weil sie in Häusern wäscht.
Früh geht sie weg, dann bin ich alles, Vater und Mutter der kleineren Kinder,
und wenn sie am Abend kommt, essen wir manchmal
die Suppe gleich aus dem Topf, den sie bringt.

Damit wir Geld haben, muß ich Zeitungen tragen,
und am Nachmittag, wenn es dunkelt, gehe ich hin zur Expedition,
dann trage ich die frisch gedruckte Welt in die Häuser,
dann steige ich Treppen empor, belegt mit Läufern,
oder in Keller oder bis in den vierten Stock.

Manchmal setze ich mich auf eine fremde Treppe und lese
schnell ein Wort aus der Welt in meinem Arm,
dann flüstert das Haus von Leben, knistert die Treppe von Schritten,
oder ich bleibe vor Türen stehn, um Stimmen zu hören
und ein Klavierspiel, das mich zart verzaubert.

Abends dann treibe ich wie ein kleines Blatt auf den Straßen
mit leeren Händen; sie trugen in alle Häuser die schwarze Botschaft der Welt,
erfüllt von Inschriften an Türen, die meine Augen lasen,
solange erfüllt, bis der Schatten des Hinterhofs auf mich fällt.

Walter Bauer.

Im Löwenkäfig

Von Viktor Rakosi.

Ich leugne es gar nicht, daß ich in Bella bis über beide Ohren verliebt war. Wenn ich sage, bis über die Ohren, so will das bei mir sehr viel heißen. Denn ich bin einer der größten Menschen.

Bella war so schön wie ein Engel, gut wie zwei Engel und lieb wie drei Engel. Die irdischen Tugenden waren in ihr massenhaft enthalten. Aber sie hatte eine schlechte Eigenschaft, einen großen Fehler: sie liebte mich nicht.

Mit einem Wort: ich war unglücklich verliebt. Ich beschloß, Selbstmord zu begehen. Dem Beschluß folgte nicht die Tat auf dem Fuße, sondern die Ueberlegung, auf welche Art ich diesem Schattendasein Lebewohl sagen sollte.

Folgendes schien mir das Schönste zu sein: nachts, in einer stürmischen, finsteren Nacht, von einem Felsenriff in das tosende Meer hinabzuspringen. Aber das Meer ist von meiner Heimat sehr weit entfernt, und es ist fraglich, ob das Meer, bis ich hinkomme, noch tost. Ich hätte jahrelang geizen müssen, bis ich mir für diese Vergnügungsreise das nötige Geld hätte ersparen können. Und ich wäre auch noch der Gefahr ausgesetzt gewesen, ernüchtert zu werden, bevor ich das Geld beisammen habe. Und dann wäre die ganze Sparsamkeit vergebens gewesen!

Ich mußte etwas anderes ersinnen! Strick, Gift, Revolver: alles ging mir durch den Kopf. Aber ich vertrieb diese Gedanken rasch wieder. Was soll ich tun? Bella oder der Tod! Ja aber welche Todesart?

*

Wie der Blitz schlug eines Tages neben mir das Plakat eines Wanderzirkus ein: „Fünfhundert Schilling Belohnung jenem, der sich mit Gräfin Santa Lucia, der bekannten Tierbändigerin, in den Löwenkäfig begibt."

Ich bin gerettet! Ich bin verloren: hier ist der gewünschte Tod. Ich gehe in den Löwenkäfig! Nehmen wir an, daß mich die Bestien zerreißen: dann haben die Löwen meinen Selbstmord begangen und ich habe mein Ziel erreicht. Ich werde mit großem Aufsehen wie ein niedergehender Komet verscheiden, und sämtliche Zeitungen der Welt werden von mir Kenntnis nehmen.

Nehmen wir an, daß mich die Löwen nicht zerreißen. Was geschieht dann? Ich bekomme meine Fünfhundert Schilling, fahre sofort ans Meer, stelle mich auf den Felsen und stürze mich in das tosende Wasser.

Ich erschien sofort beim Zirkusdirektor und sagte ihm, ich wolle zu den Löwen hineingehen. „Haben Sie Kinder?", fragte er.

„Nein."

„Sie sind aber sicherlich die einzige Stütze Ihrer alten Mutter?"

„Nein, mein Bruder ist ihre einzige Stütze. Ich bin die Stütze von mir Selbst."

„Haben Sie niemanden die Ehe versprochen?"

„Ja, aber die betreffende Dame erfüllt nicht mein Versprechen."

„Haben Sie Schulden?"

„Ja, aber meine Gläubiger haben längst jede Hoffnung aufgegeben, je wieder zu ihrem Gelde zu kommen."

„Mit einem Wort, Sie haben auf Erden gar keinerlei Verpflichtungen?"

„Ich kann stolz behaupten: Nein."

„Erwarten Sie irgendeine Erbschaft?"

„Falls die ganze Menschheit aussterben sollte, dann ja."

„Nun denn, lassen Sie sich noch mal geistlichen Trost zusprechen und seien Sie um 8 Uhr abends hier."

Ich muß sagen, das Verhör des Direktors erfüllte mich mit bösen Ahnungen. Sollte tatsächlich meine letzte Stunde geschlagen haben? Ach was! Ich habe beschlossen, zu sterben! Es gibt kein Zurückweichen.

Am Nachmittag ging ich zu Bella. Sie aß gebrannte Mandeln. Ich sagte ihr, das sei schädlich für die Zähne. (Das war der Uebergang zu den Löwen.) Als sie hörte, was am Abend sein werde, wurde sie bleich und schob die Mandeln weg. Ach, wie wohl tat das meinem schmerzenden Herzen!

„Warum machen Sie solche Dummheiten?", fragte sie mit flötender Stimme.

„Ich will sterben."

„Dummheit! Tun Sie es nicht."

„Unter einer Bedingung lasse ich davon ab.... Sie können sie."

Sie wurde rot und ging hinaus. Sie kam auch nicht mehr zurück. Ich aß die gebrannten Mandeln auf und entfernte mich.

*

Es war 8 Uhr abends. Ein volles Haus. Die ganze Intelligenz war anwesend. Bella und ihr Papa in der ersten Reihe. Die Löwen brüllten, ich zitterte. Hätten lieber sie gezittert und ich gebrüllt.

Gräfin Santa Lucia (die ebensowenig Santa wie Lucia oder Gräfin war) drückte mir einen mächtigen Knüppel in die Hand und sagte:

„Sollte sich vielleicht der Löwe auf Sie stürzen, dann geben Sie ihm einen Hieb auf die Nase."

„Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Belehrung", entgegnete ich leise, während ich fühlte, daß mein Gesicht blau wurde, wie eine reif werdende Pflaume.

Wir wollten eben in den Käfig hineingehen, als der Zirkusdirektor der Gräfin nachrief:

„Hast du nicht die Tinte vergessen?"

„Ich habe alles in der Tasche," entgegnete Lucia.

Sie packte meine Hand und schleppte mich hinein. „Adieu, meine Liebe!" Die Bestien brüllten, ich schloß die Augen.

„Verzichten Sie auf die fünfhundert Schilling oder ich lasse Sie zerreißen," flüsterte mir eine unangenehme Stimme ins Ohr. Die Gräfin war es.

„Aber gnädige Frau..."

„Nun?", fragte die Gräfin und stampfte mit dem Fuß. Ein schreckliches Brüllen folgte auf das Aufstampfen.

Ich fühlte den heißen Atem der Bestien. Das Leben ist ja doch so schön! Soll ich denn nie mehr den Gesang der Vögel vernehmen?

„Ich unterschreibe!"

Die Gräfin entnahm ihrer Tasche ein Blatt Papier, Feder und Tinte. Sie legte es auf ein kleines Tischchen; ich unterschrieb.

Es war mein Verzicht auf die fünfhundert Schilling. Im nächsten Augenblick knarrte die Tür und wir waren draußen.

Das Volk brüllte: man trug mich auf den Schultern herum. Dann erhaschte mich Bellas Papa.

„Meine Tochter ist in Ohnmacht gefallen. Kommen Sie schnell zu ihr."

Bella empfing mich mit einem süßen Lächeln.

„Sie schlechter Mensch, wie Sie mich erschreckt haben!"

„Oh, Bella kann ich hoffen?", rief ich und kniete nieder.

„Ja", flüsterte sie und fiel mir um den Hals.

Mein Herz pochte heftig, die Löwen brüllten. Hätte der Löwe vielleicht doch lieber zubeißen sollen?

Inseltragödie

Von Kurt Heynicke.

Es war eigentlich keine Insel, sondern nur ein Stück Felsen. Der bot Raum einem Leuchturm, zwei Häusern und einigem Weideland. Das eine der Häuser gehörte zum Leuchtturm, die Familien der Leuchtturmwächter wohnten darin. Das andere Haus gehörte Jan.

Jan mußte ein bescheidenes Vermögen, von dessen Zinsen er lebte, an Land haben. Denn er hatte sein Auskommen. Zudem vermietete er Zimmer im Sommer, es waren nur drei, die er übrig hatte. Seide war von dem Verdienst nicht zu spinnen und Jan war nicht teuer. Aber es gab immer Sonderlinge, die auf dieses Eiland kamen.

Jan machte mit einer alten Magd den Wirt. Und er tat das unverkennbar mit einem Geschick, das auf frühere Uebung schließen ließ. Er war ein höchst schweigsamer Mann, und der Bart, welcher die Lippen verdeckte, schien deren Verschlossenheit noch besonders anzudeuten.

Jans Schweigsamkeit teilte sich den Gästen mit. Zu Jan kamen Leute, die ganz für sich sein wollten. Das Boot von der Küste legte allwöchentlich zweimal an. Und das war nicht einmal eine Abwechslung. Im Grunde hatten alle, die nach der Insel kamen, das gleiche Gesicht, da nistete Sorge und Fliehenwollen in den Zügen, und meist hielten es die Gäste nicht lange aus und fuhren nach einer Woche wieder fort.

Das Meer macht alle Schicksale klein und erdrückt sie durch seine natürliche Gegenwart. Aber es befreit nicht immer, sondern legt uns Trauer auf, weil der Geist oft zu müde ist, um sich über die Verlassenheit zu erheben.

Ich habe den Namen der Menschen, die zu gleicher Zeit mit mir bei Jan wohnten, nie erfahren. Es ist gut so. Denn ich liebe die Menschen nicht und ich will allein sein.

Ich sehe das Meer und folge dem abendlichen Feuer des Leuchtturms. Das ist meine Ruhe und mein Glück. Ich wiederhole, die Menschen gehen mich nichts an, ich habe längst gelernt, sie zu verachten.

Die Frau wohnte zuerst allein. Gott mag wissen, woher sie kam. Aber sie kam aus der Stadt, das sah man an der Kleidung. Als sie kam, trug sie noch einen Trauring, aber dann legte sie ihn wohl ab. Ich beobachtete genau, aber warum soll ich mir Gedanken darüber machen? Diese Frau ist mir gleichgültig.

Sie hatte ein feines Gesicht, die Augenbrauen waren schmal, aber streng gezeichnet, die Linien der Lippen schienen ein wenig abwärts gekrümmt an den Winkeln. Das ist bei Frauen, die viel gelitten haben, so. Meist lag sie am Strand und starrte auf das Wasser, ich folgte ihren Augen einmal.

Da sah ich, wie es sich gleich Schatten über ihr Gesicht legte, sie konnte die Ferne nicht ertragen. Und das ist immer so bei kranken Naturen: das Meer vergewaltigt sie.

Eine Woche lief hin. Ich war oft auf dem Leuchtturm. Einmal war der Sohn des einen Wächters von einem Schiff zum andern auf Besuch, und er hängte sich mit Neugier an die Fremde. Er war ein frischer Kerl und hatte wohl seine Erfahrungen mit Frauen — aber sie sagte ein paar Worte, da drückte er sich scheu.

Als der Bursche abfuhr, kam ein Gast zu Jan. Ein Mann in guten Jahren. Er lief ein wenig unstet, als fürchtete er sich vor etwas. Die Frau empfing ihn.

Mich grüßte er. Aber das war mir lästig. Denn Gespräch zu führen, bin ich nicht zu Jan gekommen. Menschen dieser Art kann man auf dem Festlande genug begegnen. Der Mann störte mich.

Die Beiden gingen am Abend lange den Strand auf und ab. Es ist auch eine Art Landungssteg da, dessen Unterbau morsch ist, und der bei Flut völlig überspült wird. Nun, dieser Steg ist längst durch einen festen Damm an andrer Stelle ersetzt, — und er wird bald abgebrochen werden, wenn ihn nicht vorher eine Sturmflut zerschlägt. Jetzt kann man noch auf ihm gehen, — und jetzt sah ich auch das Paar, — und manchmal schien es mir, als spielten sie mit einem furchtbaren Gedanken. Das vermag man freilich nicht zu sagen, wenn man von fern zusieht, und ich will ihn auch nicht aussprechen, diesen Gedanken, denn es ist immer gefährlich, ein Unglück zu berufen.

Es war das erste Mal, daß ich lange wach lag und nicht einschlafen konnte. Meine Augen, sonst gewöhnt an das Wechsellicht des Leuchtturms, wollten nicht zufallen.

Ich schloß die Fensterladen. Da hörte ich die Katze Jagd auf Ratten machen. Und der Hund schnarchte. Aber es konnte auch der laute Atem Jans oder der seiner zahnlosen Magd sein.

Plötzlich schien mein Ohr doppelt scharf zu hören. Das, was ich vernahm, war Weinen. Nein, es war bestimmt nicht der Wind in der Bodenluke, es war das Weinen einer Frau, ein feines Weinen, wie es aus seelischem Leid emporquillt. Und ich haßte den Mann.

Und indem ich den Mann haßte, begann ich an dem Schicksal der Frau Anteil zu nehmen, und daß will ich nicht. Ich befehle mir, einzuschlafen. Ich öffne die Fenster und lasse die Salzluft des nächtlichen Meeres herein und ich schlafe nach ein paar Atemzügen traumlos und fest.

Drei Tage waren um, und das Boot brachte wieder einen Gast. Dieser Mann fragte nach den Beiden. Er nannte zwei verschiedene Namen, aber ich verstand sie nicht. Er wartete im Flur.

Da hörte ich einen leisen Aufschrei auf der Treppe und dann einen Fall. Es war die Fremde. Sie war wie ein Bündel leblos die Treppenstufen hinuntergefallen.

Der Angekommene erschrak und hob sie auf. Er war vielleicht Ausgangs der vierzig. Sein Rücken war leicht gekrümmt, das Haar gelichtet, doch die Augen gefielen mir. Es war viel Mitleid in ihnen.

Als der andere in der Haustür stand, verfärbte er sich ein wenig. Er senkte den Kopf und ich hörte, wie er sagte: „Ich vermutete es."

Dann erholte sich die Frau und die beiden Männer sprachen vor dem Hause lange erregt miteinander. Nein, ich habe keine Lust mehr an Jans Haus. Ich nehme meine Mahlzeiten im Leuchtturm. Der Wärter hat eine Tochter, ein Kind von zehn Jahren, dem gebe ich Unterricht im Zeichnen, denn es ist begabt, wißbegierig und köstlich gesund.

Ja, ich suche die drei Menschen zu vergessen. Ihre Anwesenheit ist mir unbequem. Nein, mehr als dies: ich hasse mich selbst, weil ich Anteil nehme, denn was geht mich fremdes Schicksal an.

„Es kommt Sturm", sagt der Wärter. Ich freue mich. Denn eigentlich bin ich auf die Insel gekommen, um recht viel Stürme zu erleben, und nun mache ich mich davon, um bei Jan Oelrock und Südwester zu holen. Denn natürlich bin ich am Strand oder auf dem Turm, wenn das Wetter losbricht.

Ich trete ins Haus. Die Drei sitzen in der Stube. Die Frau hat rote Augen, sie hat geweint und ruht ohne Teilnahme in der Ecke.

Der zuletzt Angekommene hängt mit seinen Blicken an ihrem Gesicht, still und gut, und er tut mir leid. Der andere stiert vor sich hin. Der, denke ich, nimmt dem andern die Frau.

Aber du, sage ich bei mir, zu dem ersten, gib sie ihm nicht. Eine Frau ist ein Eigentum, ja ich habe noch den alten Glauben, und deshalb die alte Kraft über die Weiber. Ich bin in vier Erdteilen gewesen, ich sage dir: der Teufel hole die Seele. Gefühl, — das ist Lüge. Besitz, — das ist alles.

So denke ich grimmig bei mir, werfe mich ins Oelzeug und stülpe mir den Südwester auf den Kopf und dann — warte ich auf den Sturm.

Der kommt mit der Flut. Jan hat das Herdfeuer gelöscht, die Läden zugehakt und die Tiere ins Haus geholt. Ich aber krampfe mich fest am Geländer der Plattform des Turmes, und der Wächter hält mich für verrückt und er lacht mich aus.

Das ist einmal ein Sturm! Wie er auf dem alten Landungssteg trommelt! Ja, bei Gott, solchen Sturm habe ich lange nicht erlebt. Dieser Steg aber ganz gewiß, der hält nicht mehr bei dieser Flut! Darauf halte ich jede Wette.

Denn das ist keine bewegte See mehr. Das ist ein Gebirge, was da kommt. Das ist eine tolle Symphonie von Höllenlauten! O, dieser Donner der Entfesselung! Dieses Knattern der rasenden Lüfte! Kommt an, schreie ich vor Lust, ich fühle mich so sicher, daß ich — — —

Mir bleibt der Laut in der Kehle... Dort, über dem Strand, — dort auf den alten Steg zu, — ja, ist die Frau denn toll? Der Regen geht ihr auf die Haut in einer Sekunde. Das Meer tobt, — mein Gott, wo will sie denn hin?

Ich rufe. Sie hört nicht. Jetzt ist sie auf dem Steg. In der Tat, auf dem morschen Bretterstück, über das die Wellen gehen....

Die will ja ins Wasser! denke ich. Die will ja — —. Ich stürze in den Turm, falle die Treppe herab, reiße springend die Tür auf, bin draußen...

Da ist nichts mehr.

Nein. Da ist gar nichts mehr. Da ist nur See und Sturm und Windesbrausen.

Ich bin ohne Atem. Da durchfährt es mich: Ich habe mich vielleicht getäuscht. Ich kämpfe mich im Sturm zu Jans Haus. Die Männer sitzen noch da.

Ich zeige mit zitterndem Finger auf den leeren Stuhl. Die beiden springen auf.

„Wo?" schreie ich sie an.



Ein Denkmal für den Komponisten des Marsches „Alte Kameraden"

Karl Teike, wurde auf seiner Begräbnisstätte, dem Evangelischen Friedhof in Landsberg an der Warthe, errichtet und dieser Tage unter großer Beteiligung eingeweiht. Karl Teike hat seine populären Märsche als Schutzmann in Potsdam komponiert.



600 Jahre Darmstadt

Das Rathaus der Stadt Darmstadt, wo man sich zur Feier des 600jährigen Bestehens der Stadt rüstet.

„Auf ihrem Zimmer", antwortet einer, aber ehe der ausredet, habe ich schon begriffen, daß ich mich nicht getäuscht habe, daß sie tot ist, im Meer, die Frau.

Und da erkennt der andere an meinem Gesicht die furchtbare Wahrheit und schreit auf. Und ich verlasse Jans Haus und gehe zum Leuchtturm zurück.

Ich kann Jans Haus nicht mehr sehen. Ich beginne, die Insel zu hassen. Ach, ich hielt mich für weise. Ich wähnte so alt zu sein, daß ich die Menschen betrachten könnte, wie Gott etwa das getan hat am siebenten Tag.

Ich verlasse die Insel. Ich weiß, ich bin nicht weise, mein Herz hat Anteil genommen, und jetzt muß ich mich wehren gegen die Erinnerung.

Und ich kann nichts dafür, daß Tränen in meinen Augen stehen.

Der Held im Dunkeln

Von Max Bernardi.

Die gefesselte Tücke des Objekts.

Der alte Herr führte mich bereitwillig in sein Arbeitszimmer. Die Wände hingen voll handsignierter Photographien zahlloser Bühnen- und Filmlieblinge der Vergangenheit und jüngsten Gegenwart. Unter Glas und Rahmen metergroße Diplome und Anerkennungsschreiben.

Ich versuchte den angebotenen Sessel zurechtzurücken, hätte mich aber dabei beinahe auf die Erde gesetzt.

„Ach so," hüstelte mein Gastherr, „das geht nicht — —"

„Wieso, ist der Stuhl angenagelt?"

„Nein, das nicht. Nur mit zwei kleinen Gummisaugern unter den Beinen versehen — sehen Sie hier!" Er kippte den Korbsessel mit einem Ruck nach vorne und zeigte mir an den hinteren Stuhlbeinen zwei Gummiplättchen, ähnlich den Kautschukringen am Verschluß unserer Bierflaschen.

„Aha," sagte ich interessiert.

„Das ist gar nichts," meinte der alte Herr mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Da hat mich vor Jahren einmal ein Opernsänger um einen Behelf gebeten. Ihm widerfuhr es nämlich regelmäßig, wenn er seine große Arie hingelegt hatte und sich wieder in den Thronsessel zurückwerfen wollte — wie es das Buch vorschrieb —, daß er von einer grenzenlosen Angst befallen wurde — —"

„Warum Angst —?"

„Warum? Stellen Sie sich die furchtbare Idee des Sängers vor — der Thron könnte nicht mehr hinter ihm stehen — —"

„Aber weshalb sollte denn der Thronsessel nicht mehr — —"

„Weshalb? Sie waren eben nie an der Bühne! Kann ihn nicht irgendein guter Freund, ein Intrigant, ein Statist, eine eifersüchtige Frau, ein irrsinnig gewordener Beleuchter — kann ihn nicht irgend jemand weggezogen haben? Kann er ihn nicht selbst in der Hitze des hohen „C", mit dem Schwert an seiner Linken oder mit dem Stiefel beiseite gerückt haben?"

„Er brauchte sich doch nur umsehen!"

„Umsehen? Nach dem Thronsessel umsehen? Was verstehen Sie vom Theater! Er hat sich nach mir umgesehen und ich habe ihm mit diesen Gummisaugern von der Platzangst befreit. Durch seine gütige Vermittlung erhielt ich übrigends nach mehreren Jahren eine Stellung als stellvertretender Hilfsrequisitenmeister in Knaro an der Knatter. Dadurch bekam ich hervorragend Gelegenheit, die ganze einschlägige Materie zu studieren. Als der Film heranwuchs, holte man mich in die Glashäuser. Heute bin ich bei allen führenden Film-Ateliers verpflichtet, das heißt, sie sind meine ständigen Kunden. In Hollywood — —"

„Was dort waren sie auch schon?"

„Einige Male! Vor zwanzig Jahren brachte mich ein französischer Komiker — Sie werden ihn nicht mehr kennen, Max Lindner war sein Name — in Paris mit einem amerikanischen Filmregisseur zusammen. Ich hatte Monokel konstruiert, die so fest im Auge saßen, daß man beruhigt lachen, weinen und niesen konnte. Bekanntlich ließ die Furcht, das Einglas im kritischen Moment zu verlieren, die meisten Schauspieler zu einer verzerrten Mimik gelangen. Man scheute sich Monokel zu tragen, die aber in den Gesellschaftsfilmen unumgänglich notwendig waren. Heute sehen Sie diese verbesserten Dinge in jedem Optikerladen, damals bedeuteten sie aber eine Sensation."

„Drüben, über dem Wasser, besaß man für ihre praktische Feinarbeit gleich volles Verständnis, wie?"

„Ja, man trieb es sogar so weit, daß überhaupt kein Requisit zur Großaufnahme gelangte, ohne daß ich mein Gutachten darüber abgab. Ich habe Tausende von Sektflaschen präpariert — —"

„Daß sie schäumen —"

„Nein, daß die Pfropfen beim leichten Daumendruck schon knallten. Man kann doch für einen Oberkellner nicht 200 Meter Filmband drehen. Ich habe unzerreißbare Schuhlitzen mit viermal gehärteten Stahlösen verfertigt, Marmelade, die nicht klebte, und dampfendes Wasser, das nicht heiß war. Ohne unbescheiden erscheinen zu wollen: Sehr viele glänzende Herren am internationalen Filmhimmel verdanken ihren Aufgang nicht zuletzt meiner korrigierenden Phantasie. Ich habe Kragenknöpfe gebaut — —"

„Kragenknöpfe —?"

„Es gab einmal eine Zeit, wo betrogene Ehegatten oder jugendliche Liebhaber in Viertelstundenszenen den Kragen umbanden und Schlipse knoteten. Toilettenakte sind aber für die männlichen Filmhelden immer gefährliche Abenteuer gewesen, so mancher Filmstreifen mußte wegen eines geplatzten Hosenträgers oder eines widerspenstigen Manschettenknopfes zerschnitten werden..."

„An der Vervollkomnung der Damentoiletten haben Sie nie gearbeitet?"

„Oh ja, früher mit den vielen Nadeln und Druckknöpfen war das ein Kinderspiel. Was ließe sich aber heute an einem Meter Crepe de Chine noch vereinfachen...?"

„Wenn ich zusammenfassen darf — Sie liefern im Verborgenen einen zähen Kampf gegen die „Tücke des Objekts"?"

„Ja, es ist ein erbittertes Ringen im Dunkeln, niemand ahnt, wenn ich so sagen darf, mein stilles Heldentum. Ich bin unabläßig hinter den kleinen Gemeinheiten unseres Lebens her, die nun einmal nicht auf die Leinwand kommen dürfen. Aus einer praktischen Veranlagung und dem Steckenpferd, ein wenig Vorsehung spielen zu können, ist ein geheimer Beruf entstanden."

„Wäre es nicht auch eine dankbare Aufgabe, den Tücken im täglichen Dasein zu Leibe zu rücken?"

„Gewiß, aber wer bezahlt denn das? Sehen Sie zum Beispiel hier, da bin ich gerade mit dem Vertrieb von meinen neuen „Gentleman-Streichhölzern" beschäftigt. Ich bin überzeugt, daß sie sich noch besser als meine Patent-Sicherheits-Feuerzeuge in der Schauspielerwelt einführen werden. Sie sind aber auch wirklich gut gelungen, dreifach geleimtes Holz, doppelte Zündung. Ein Versagen ausgeschlossen, Garantieschein. Damit wird dem Schauspieler, dem Regisseur, dem Kameramann, der ganzen Branche ein großer Dienst erwiesen. Früher mußte man beim Versagen eines Zündhölzchens die betreffenden Szenen noch einmal drehen oder man schnitt den offensichtlichen Fehler aus dem Filmstreifen heraus. Sie werden schon öfters gesehen haben, wie sich ein Kavalier auf der Leinwand eine Zigarette weltmännisch anzündet, oder besser gesagt, anzünden will. Plötzlich macht das Bild einen Sprung und Sie sehen den Kavalier schon nachläßig den Rauch in die Luft kringeln, ohne daß Sie das flammende Zündhölzchen beobachtet hätten. Das zerbrochene Streichhölzchen, diese Lächerlichkeit des Lebens, wurde einfach aus dem Film herausgeschnitten! So etwas zerstört aber die Illusion und den folgerichtigen Gang der Handlung und kostet außerdem noch Zeit und Geld. Da kauft man sich jetzt schon lieber meine Patent-Streichhölzer Marke „Gentleman", das Stück zu einem Taler. Na ja, das sind so ein paar Kleinigkeiten aus meiner geheimen Werkstatt, in die Sie wunschgemäß einen kurzen Blick werfen sollten..."

Als ich nachdenklich den Kurfürstendamm hinunterschritt, lachte mir auf einer Filmreklame das bekannte Antlitz eines großen Herzensbrechers entgegen. Der schöne, schöne Mann hielt im Mundwinkel eine Zigarette, Kragen und Krawatte saßen wie engegossen und das Monokel blitzte im Scheine eines aufflammenden Zündhölzchens. Ich ging in dieses Kino und schrieb, beim roten Licht des Notausganges auf dem vierten Platz, die Sensation aller Morgenblätter: Der Held im Dunkeln ...

Gedächtnisschwäche

Von Nikita Kryschkin.

Sofotschka Fuchs, die zweite Frau des ehemaligen Genossen Pomidoroff, holt einen baumwollenen Gegenstand aus ihrem Täschchen hervor.

„Hier," sagte sie traurig und gedehnt, „daß ist alles, was mir geblieben ist vom armen Pomidoritsch! Sein Nachschlageschnupftuch!"

„Weshalb aber hat es ein so absonderliches Aussehen?"

„Es ist voller Knötchen," sagte Sofotschka, „schauen Sie einmal, in jeder Ecke gibt es Knötchen über Knötchen. Und schmutzig ist es, weil es so viel mit den Fingern angefaßt wurde. Der arme Pomidoritsch hatte es ständig auf dem Tisch liegen. Und ständig zählte und wählte er die Knötchen! Daher der Schmutz."

„Weshalb tat er denn das?"

„Wie weshalb?" — verwunderte sich Sofotschka. „Natürlich, damit er nicht vergaß."

„Was vergaß?"

„Sie sind aber schwer von Begriff! Selbstverständlich das, weswegen die Knötchen geknüpft wurden! Sie sind der Erinnerung wegen geknüpft. Ohne Knötchen ist es schwer zu erinnern. Macht man Knötchen ins Tuch, fällt es einem auf der Stelle ein!"

„Ja, was gibt es denn zu erinnern."

Sofotschka fuchtelte mit den Armen.

„Na, alles mögliche! Es gibt heutzutage eine solche Menge Vorschriften und Verordnungen. Dieses Knötchen zum Beispiel — wissen Sie, was es zu bedeuten hat?" ...

„Ich weiß es nicht."

„Aber ich weiß es," sagte Sofotschka. „Ich weiß um jedes Knötchen, denn wir haben sie gemeinsam geknüpft: ich und Pomidoroff. Dieses Knötchen da bedeutet: „Selbstkritik darf nicht unterdrückt werden." Dieses bedeutet: „Man darf die Aufsteigenden nicht zurückdrängen." Dieses: „Besuche dürfen nicht grob behandelt werden." Da das: „Es darf nicht gemacht werden wie in Astrachan." Das: „Anstellungen dürfen nicht ohne Arbeitsbörse vergeben werden." Und diese zwei ... Ja, nun fürchte ich zu verwechseln."

„Haben Sie es vergessen?"

„Nein, wie kann man so etwas vergessen!" Sofotschka war beleidigt. „Ich verwechsle nur die Reihenfolge. Ich denke, dieses obere bedeutet: „Man darf nicht in der Theorie nach rechts abschwenken"; das untere: „Man darf nicht in der Praxis nach rechts abschwenken". Doch es könnte auch umgekehrt sein: „man darf nicht in der Praxis", und dann untere ...

„Das ist im Grunde gleich," sagte ich. „Doch wozu ist es nötig, Knötchen zu knüpfen."

„Sonderbare Frage. Eben um nichts zu vergessen!"

„Ist es denn so schwer zu behalten?"

„Sie haben gut reden!" — erregte sich Sofotschka. „Anderen mag's leicht fallen. Doch Pomidoroff ... Wie heißt es doch gleich in dem Beschluß? „Ein zufälliges Element in der Partei mit zweifelhafter Vergangenheit." Zufällig! Und doch galt es, ständig auf der Höhe zu sein! So wurde es notwendig, die Knötchen ins Taschentuch zu knüpfen."

„Hat es was gefruchtet?"

„Natürlich, sagte Sofotschka. „Er war auch auf der Höhe. Ist einmal ein Knötchen geknüpft, so ist es schon weniger leicht zu vergessen, was man tun darf, und was nicht. Es war sein Nachschlageschnupftuch, dieses mit den Knötchen ..."

„So. Aber wofür wurde er trotzdem ..."

„Herausgesetzt?" vollendete Sofotschka. „Das geschah für etwas anderes. Wie heißt's doch gleich? Für Zusammenschluß mit fremden Elementen, Verzerrung der Linie ... Und außerdem für irgendeinen Mißbrauch."

„Also hat das Knötchen nicht geholfen?"

„Das Knötchen?" — wunderte sich Sofotschka. „Das ist es eben, daß solch ein Knötchen fehlte. Es gibt zu viel Verordnungen. Da reichen die Knötchen einfach nicht! Sonst natürlich... Uebrigens, was soll es nun."

Und das Nachschlagetuch des ehemaligen Genossen Pomidoroff in der Hand wendend, sagte sie nachdenklich:

„Ich werde wohl oder übel die Knötchen aufknüpfen müssen. Das Taschentuch muß in die Wäsche. Es ist trotz allem gehörig schmutzig."

(Uebertragen von S. Rosenthal.)



Aus Venedig

Die Piazzetta und der Dogenpalast, das berühmteste weltliche Gebäude der Lagunenstadt, das in seinen Hauptteilen in der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden ist

Zwei Diebe

Von Ferdinand Kögl.

Das Dorf hatte seine Attraktion. Die Mabel-Marie war verhaftet worden. Niemand wußte, warum. Sie war doch so ein gutes Ding. Ja. Alles, was sie hatte und verdiente, gab sie den armen Kindern oder den ganz alten Leuten, wenn sie in Not waren. Mit unheimlicher Sicherheit wußte sie immer, wo gerade das größte Elend herrschte. Abends, wenn die Dunkelheit das Dorf einhüllte, dann kam sie geschlichen und brachte eine Semmel, alte Kleider, Kinderschuhe, manchmal auch ein Huhn, was eben gerade von armen Kindern oder kranken Leuten gebraucht wurde. Wenn sie gefragt wurde, woher sie das alles habe, dann sagte sie nur: „Frag' nicht so viel! Brauchst dich nicht zu fürchten!" Und dann ging sie wieder. Sie war so wortlos. Immer. Darum hielten sie viele für einen stillen Narren. Nur die Kinder und die Elenden fühlten, daß sie ein gutes, edles Herz hatte und ein Kind geblieben war.

In der Kanzlei des Gendarmeriekommandos war das Verhör. Die Marie wurde ausgefragt. Links von ihr saßen der Herr Bürgermeister, bei dem sie seit Jahren im Dienst stand, und der Herr General, der im Hause des Bürgermeisters wohnte und dem sie so nebenbei die Wirtschaft führen mußte. Sie waren die Ankläger. Marie war so, wie sie immer war: ruhig, wortlos, gleichgültig.

Der Gendarm fragte sie: „Also du hast dem Herrn Bürgermeister Hühner gestohlen?"

„Ja."

„Mindestens zehn Stück!" rief der Bürgermeister dazwischen.

„Stimmt es, zehn Stück?" fragte der Gendarm.

„Ich weiß es nicht genau", gab Marie zur Antwort.

„Wo hast du die Hühner hin?"

„Verschenkt."

„An wen?" fragte der Bürgermeister.

„Das weiß ich nicht mehr."

„Dem Herrn General hast du Geld gestohlen?" fragte der Gendarm weiter.

„Ja."

„Wieviel?"

„Ich weiß es nicht mehr."

„Einmal zehn, einmal zwanzig und einmal sieben Schilling, soweit ich mich erinnern kann," sagte der General.

„Gibst du das zu?" fragte der Gendarm.

„Ja."

„Was hast du mit dem Geld gemacht?"

„Verschenkt und für die Armen was 'kauft," gab Marie zur Antwort.

„Hast du sonst noch was gestohlen?" fragte der Gendarm.

„Ja."

„Was?"

„Ich weiß es nicht mehr."

Als das Verhör beendet war, wurde Marie auf die Bahn geführt, um dem Kreisgericht eingeliefert zu werden. Hinterher gingen eine Schar Kinder und alte Weiblein. Die Kinder tuschelten, aber die alten Frauen blieben stumm und wagten nicht zu sprechen. Nur im Bahnhof hätte es einen Zusammenstoß gegeben. Der Müller-Sepp war dazugekommen und fragte den Gendarmen, was die Marie angestellt habe.

„Das brauch' ich dir nicht zu sagen!" gab der Gendarm zur Antwort.

„Freilich brauchst du mir es nicht zu sagen," sagte der Bauernbursche. „Ich weiß schon! Wo g'nug is, dort hat s' ein bisserl wegg'nommen und dorthin 'geb'n, wo alleweil z'wenig is. Das Mensch is net schlecht. Könnt'st es laufen lassen."

Der Gendarm antwortete: „Ich hab' meinen Befehl. Geh weg!"

Der Müller-Sepp ging aber nicht weg. Und als der Zug in die Station einfuhr und die Marie einsteigen mußte, da sagte er: „Grüß dich, Marie! Ich weiß schon, daß du keine Schlechte bist. Wann du z'ruckkommst, dann komm zu meinem Vater. Wirst es nicht schlecht haben."

Die Augen der Marie leuchteten auf. Sie wußte bis zu diesem Augenblick nicht, daß auch andre Menschen so gut sein konnten wie sie selbst.

Drei Wochen später war in der Kreishauptstadt die Verhandlung. Der General und der Bürgermeister waren erschienen. Sonst niemand vom Dorfe. Sie sagten so belastend als möglich aus, um für den Schädling der Gesellschaft die würdige Strafe zu erkämpfen. Marie verteidigte sich nicht. Sie sagte immer nur ja und nein wie beim Verhör mit dem Gendarmen. Der Richter war kein schlechter Mensch. Er hatte nur wenig Zeit und war nervös. Er ahnte, daß in diesem Wesen ein seltsames Geheimnis waltet; aber darauf konnte er keine Rücksicht nehmen.

„Also schnell, schnell. Sie bekennen sich im vollen Umfange der Anklage schuldig?"

„Ja."

„Hatten Sie schon einmal mit dem Gericht zu tun?"

„Nein."

„Drei Wochen Arrest. Nehmen Sie die Strafe an?"

„Ja."

Marie wurde abgeführt.

* * *

Dies ist die Geschichte von der Mabel-Marie. Zu dieser Geschichte gesellte sich eine zweite. Wie es schon bei manchen rechtschaffenen Leuten so ist, wenn sie aus der Enge des Dorfes in eine fremde Stadt kommen, so erwachte auch in dem General und in dem Bürgermeister die Abenteuerlust. Als die Verhandlung vorüber war, gingen sie in ein Gasthaus. Der General erzählte einige Jugendstreiche. Es kam Stimmung in die beiden. Sie überlegten, was sie anstellen sollten. Gesellschaft wollten sie suchen. Ja. Und sie fanden bald, was sie haben wollten. Einige Tische entfernt saß eine Frauensperson. Rothaarig und lebendig, so recht geschaffen für einen leichten Abend. Der General lud sie ein. Sie nannte sich Mia. Wer sie war und was sie war, danach fragte man nicht. Mia fand sich sogleich zurecht. Es wurde immer lustiger. Eine Flasche nach der andern kam auf den Tisch, bis die beiden endlich total betrunken waren. Dann brachen sie auf. Mia in der Mitte, rechts der Bürgermeister, links der General. Aber man kam nicht weit. Im Freien begann der Alkohol erst richtig zu wirken. Vor dem ersten Straßengraben sank der Bürgermeister zu Boden und schlief ein. Der General lachte. Aber bald darauf erging es ihm ähnlich.

Am nächsten Tage, als sie aufgewacht waren, fanden sie sich einer betrübsamen Tatsache gegenüber: Mia hatte sich des Nachts weggeschlichen und die Geldtaschen der beiden Kavaliere mitgenommen. In dem Portefeuille des Bürgermeisters befanden sich zweihundert Schilling, in dem des Generals fünfhundert Schilling.

Der Bürgermeister wurde rabiat. Aber der General beruhigte ihn: „Pech gehabt! Das gehört auf die Rechnung: Katzenjammer. Darüber hat man zu schweigen!"

Und sie fuhren wieder in ihr Dorf zurück...

„Vater"!

Es wollte Frühling werden.

Im Parke begannen die Bäume zu knospen. Ein warmer Wind strich durch ihre Aeste, die zarte, tanzende Schatten auf den hellen Weg warfen.

Ich saß auf einer Bank, halb vom Gebüsch verborgen und sah den Sträflingen zu, die Gärtnerarbeiten verrichteten.

Es waren ihrer fast ein Dutzend. Ohne jede Lust waren sie am Werk, Alte und Junge, gezähmte Tiere, die den Peitschenhieb fürchten und deshalb fügsam sind. Ein Aufseher bewachte sie.

Langsam ging ihre Arbeit von statten. Sie schleppten Erde, gruben den Boden um und setzten Blumen ein. Tief atmeten alle die frische Luft.

Einer von ihnen fiel mir besonders auf. In seinem Gesicht lag etwas, was den Zügen aller seiner Gefährten mangelte. Keine Verbitterung, keine Ironie, keine selbstsüchtige Sorge sprachen aus der Schmerzlichkeit um seinen Mund, nur ein weiches, ungewisses Leid blieb an den Lippen angedeutet.

Es war ein junger Mensch, keine dreißig Jahre konnte er haben. Er war in seltsamer Hast damit beschäftigt, ein großes Beet in meiner Nähe umzugraben. Weilenweise ließ er den Spaten ruhen; dann irrte sein Blick unruhig den Weg entlang, über den Park hinaus in die Ferne, von wo zwischen den Baumstämmen die hellen Häuser der Stadt herübergrüßten.

Kinderstimmen klangen plötzlich durch den Park. Es kam eine Frau, die zwei Kinder an der Hand führte. Als sie an mir vorbeigingen, hörte ich das eine, ein Mädchen fragen:

„Mütterchen, was sind das für Männer in solchen gestreiften Anzügen?"

„Sträflinge sind es", antwortete die Frau leise, „Männer die etwas Böses getan haben."

„Was haben sie denn getan?" forschte jetzt das Kind, ein Knabe, der vier Jahre alt sein mochte.

„Jeder von ihnen hat ein Verbrechen begangen. Hat gestohlen oder gemordet. Und dafür muß er jetzt arbeiten."

Sie waren bis an den jungen Sträfling herangekommen, der das Beet vor mir umgrub. Er hatte beim Nahen der Gruppe emporgeschaut, hatte zu graben aufgehört und war kreideweiß im Gesicht zurückgetaumelt. Dann begann er, sich gewalsam beherrschend, mit verdoppelter Eile weiterzuarbeiten.

„Hat gestohlen oder gemordet", wiederholte das kleine Mädchen und blieb neugierig stehen.

Die Frau wollte weiter. Da riß sich auf einmal der Knabe aus ihrer Hand. In seinem Gesicht leuchtete ein freudiges Staunen.

„Vater..." klang es, halb fragend, ungläubig von seinen Lippen. Leise Hoffnung zitterte auf. „Vater...", wiederholte er, noch immer schwankend zwischen Ungewißheit und Sicherheit. „Vater!" ruft er dann jauchzend und läuft, die Hände nach ihm emporgehoben, auf den Sträfling zu, der, am ganzen Leibe bebend, zurückgetaumelt ist. „Wo warst du so lange?"

Es schien, als müßte der Mann das Kind auf seine Arme nehmen und an sich pressen. Doch sein Mund blieb abweisend und seine Stimme klang hart, wenn auch irgendwie zerbrochen: „Was will der da von mir? Schaffen Sie den Buben doch fort!" fuhr er die Frau an.

Diese nahm, ohne zu antworten, den Knaben an der Hand und zog ihn weg: „Komm, laß den bösen Mann."

„Aber das ist doch der Vater, — und kein böser Mann", sagte der Knabe widerstrebend. „Der Vater — — der Vater!"

„So komm doch, laß ihn. Der Vater ist nicht hier, der ist weit weg, in Amerika..."

„Er ist es, er ist's!" beharrte der Knabe. „Und ich will bei ihm bleiben!" Er entriß sich der Frau.

„Vater! Kennst du mich nicht mehr? Aber — Vater...?" Er stand vor dem Mann, schüchtern, wie eine Bitte klang es.

Ueber das Gesicht des Sträflings war ein weher Zug von Ratlosigkeit geglitten. Die andern Sträflinge waren aufmerksam geworden und einige spöttische Stimmen wurden laut.

„Fort! Und schnell!" Er ging auf den Kleinen los mit erhobener Hand. Doch dieser blieb ruhig stehen, griff nach ihr und drückte glücklich sein Gesicht an sie: „Vater! Die fremden Leute zu Hause sind bös zu mir."

Das war für den Mann zuviel. Wild aufschluchzend riß er den Knaben an seine Brust und küßte ihn auf Mund und Wangen. Dann ließ er ihn auf die Erde sinken und verschwand hinter seinen Gefährten, die der Aufseher auseinandertrieb.

Der Kleine blieb hilflos stehen: „Warum — —?" Da trat die Frau heran und zog ihn fort. Vergeblich kämpfte er dagegen an.

„Er ist's! Laßt mich zu ihm! Vater — Vater!!" Er fing an zu weinen.

Da nahm sie ihn auf die Arme und trug ihn rasch davon. Aber seine Rufe und sein Weinen klangen noch lange durch den Park, bis sie der Wind verschlang.

Erstes Bad im Meer

Von Jeppe Aakjär.

Villads, der Hütejunge, stand vor einem Schiffswrack. Es war ein altes, grünspanüberzogenes Eisenschiff mit halb verrosteten Balken, die kreuz und quer liefen. Das Wrack sah aus, als hätte es schon sehr lange dort gelegen; es lag halb auf der Seite, so daß die Sonne ungehindert in seinen rostigen Bauch hineinleuchten konnte; die Brandung hatte es in der Unheilstunde vorn emporgehoben, den Hintersteven aber vom Merr überspülen lassen, so daß das verwitterte Eisengerüst des Vorderteils, von Vogelschmutz über und über gesprenkelt, hoch in die Luft ragte. — Villads ging langsam in schweigender Verwunderung darum herum. Er betrachtete die zerbrochenen Schiffsseiten, an denen das zolldicke Eisen so gewunden, verdreht und verbogen worden war, als wären es schmiegsame Haarlocken. Heute war das Meer sanft wie ein Lamm; aber das war es offenbar nicht immer. Doch dort hinter dem Schiffsrumpf schien es ungefährlich zu sein wie ein ruhiger Teich. Das Wrack teilte ja förmlich eine riesige Badewanne ab, die angefüllt war von frischem, plätscherndem, salzigem Meerwasser. Das über den Körper rieseln zu lassen, das mußte etwas anderes sein als die rote, laue und schmierige Brühe, mit der Villads zu Hause in den Schlamm- und Torflöchern der Heide fürlieb nehmen mußte. Er hatte keinen rechten Mut, vom offenen Strand aus zu baden, da er noch dazu nicht schwimmen konnte. Aber ans Meer zu kommen und nicht zu baden, fand Villads doch zu kümmerlich; und hier war der gegebene Ort dazu! Hier konnte er sich ja an den Balken des Wracks festhalten, falls eine Sturzsee ihm über den Kopf gehen sollte, was gar nicht so unmöglich schien. Mit Windeseile zog Villads seine verschwitzten Lumpen aus und kletterte über die schiefliegende Reling in das Schiffsgerippe hinein. Villads schlug vorsichtig prüffend senen Arm um einen Balken im Mittelschiff und tauchte dann. Aber hier reichte ihm das Wasser kaum bis zu den Knien; darum kletterte er zum nächsten Balken weiter. Hurra, das half; nun ging ihm das Wasser schon bis zu den Hüften. Er tanzte und sprang zu seiner eigenen lustigen Musik; er wirbelte herum wie ein Stück Holz, das in einen Strudel geraten ist. Aber noch verlieh ihm das Wasser nicht die genügende Leichtigkeit zum Sprung.

Sollte er sich noch bis zu dem nächsten Balken vorwagen? Es war der letzte über dem Wasserspiegel; er ragte nur wenige Zentimeter darüber empor. Aber warum eigentlich nicht? Hier war ja nicht die geringste Gefahr; Villads sah über die Reling. Die Brandung kam ja gar nicht bis hierher; höchstens eine einzige Welle, aber daran starb man wirklich nicht! Villads begann sich vorsichtig an der gewölbten Schiffswand zu dem äußersten Balken hinüberzuarbeiten, während das Wasser Zoll für Zoll stieg. Bald schlang er seine sehnigen Arme um den rostigen Balken und tauchte. Ha! Nun war es gerade so wie es sein sollte. Das Wasser ging ihm hier bis über die Schultern. Auf dem Boden des Wracks hatte sich allerlei Tang und Kies abgelagert, so daß man sich einbilden konnte, den Meeresgrund selbst zu stampfen. Bei jedem Aufstampfen gegen den Boden des Wracks schnellte man wie ein Ball in die Höhe. Er wog nicht mehr wie eine Feder, er konnte ja flie—ie—gen, juchhe! Und er flog, auf und nieder, auf und nieder, ohne auch nur eine Spur zu ermüden.

Villads stampfte und sprang unter dem rhytmischen Gleiten und Fluten des Meeres. Auf einmal vernahm sein Ohr eine Unterbrechung in dem Rhythmus. Ein Stoß ging durch das Schiffsgerippe, der sich auf seine gestreckten Fersen übertrug: ein Lärm, ein Getöse erhob sich, wie wenn ein Betrunkener mit Gewalt in ein Haus hinein will. In demselben Augenblick stürzte sich die geifernde Brandung auf Villads und wälzte sich über seinen Kopf hinweg in das Wrack. Villads Kopf war unter den Balken und die Wasserfläche geraten, aber seine Arme spannten sich wie Riemen um das rostige Eisen. Schon wurde sein Körper wieder aus der Tiefe emporgehoben; die wütenden Wassermassen drehten ihn hierhin und dorthin, trieben ihr Spiel mit ihm wie mit einem toten Fisch, der den Bauch nach oben wendet. Aber Villads klammerte sich nur noch fester mit seinen Armen um das rote Eisen wie ein Tintenfisch. Er hatte gerade mit den Füßen wieder den Boden gefunden und das geschluckte salzige Wasser ausgespuckt, als er eine neue Sturzsee bekam: wieder wurde sein weißer Körper in dem Eisengerippe herumgewirbelt und von Schneckenschalen und Korkstücken gejagt. Das wiederholte sich, nur durch sekundenlange Pausen unterbrochen, dreimal. Dann glitt die Brandung wieder in ihren alten Rhythmus zurück. Mit zitternden Gliedern, wie einer, der schon mt einem Fuß auf der Leiter zum Totenreich gestanden hat, kam Villads endlich von dem Wrack los.

Seine Knie und der übrige Körper waren bebräunt von Rost. Doch war er gerettet — wie durch ein Wunder gerettet. Aber zu neuem Spiel mit dem launenhaften Meer hatte er nun jede Lust verloren.



Historische Festspiele in Rothenburg ob der Tauber

werden zu Pfingsten die mittelalterliche Stadt mit mittelalterlichem Treiben erfüllen: ein Festzug wird den Einmarsch des Kaiserlichen Heeres unter Tilly, der während des 30jährigen Krieges 1631 die Stadt eroberte, darstellen.

Königshütte und Umgebung

Leitergerüste und ihre Gefahren.

In den letzten Tagen werden an vielen Häuserfronten Leitergerüste aufgestellt, auf denen die Abputz- oder Anstricharbeiten bewerkstelligt werden. Es ist interessant zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit die großen Gerüstleitern, die bis zum Dach hinaufreichen, aufgestellt und oben befestigt werden, wie dann stockwerkweise die Laufbretter auf die Sprossen zu liegen kommen, die Materialenaufzüge festgemacht und auch Schutzvorrichtungen angebracht werden, damit die auf den Gerüsten Arbeitenden möglichst nicht zu Schaden kommen. Trotz dieser Schutzvorrichtungen aber, die von der Baupolizei unbedingt gefordert werden, kommt es leider nur zu oft vor, daß Maurer, Bauarbeiter oder sonstige auf dem Gerüst beschäftigte Personen abstürzen oder in anderer Weise Unglücksfälle erleiden. Die Arbeiter auf dem Gerüst sind fortwährend von Gefahren umlauert. Ein einziger Fehltritt oder ein Abrutschen kann ihnen jahrzehntelanges Siechtum oder den Tod bringen. Der Arbeitsmann auf dem Gerüst ist ebenso gefährdet, als sein Arbeitsbruder Unter Tage.

Vor einigen Jahren ereignete sich ein schwerer Gerüsteinsturz dadurch, daß ein Materialstrick von einem vorüberfahrenden Autobus erfaßt wurde, wodurch ein Familienvater von fünf Kindern zu Tode kam, und andere Arbeiter schwer verletzt wurden. Das Gericht hat den angeklagten Chauffeur später freigesprochen, weil hier eine ganz unglückselige Verkettung zufälliger Umstände vorlag. Oft liegen die Dinge aber auch so, daß Unternehmer aus falscher Sparsamkeit den Bauarbeiterschutz vernachlässigen.

Es wäre auch sehr angebracht, und dieses müßte als eine Selbstverständlichkeit gelten, daß auch ein Bauzaun überall angelegt würde, um das Publikum, das an den Gerüsten vorbeigehen muß, vor Unglücksfällen zu schützen.

Wo das Gerüst durch einen Bauzaun nach der Straße hin abgegrenzt wird, haben es die Kinder nicht so leicht, nach Feierabend auf den Leitern emporzukriechen und sogar auf den Zwischenbohlen zu laufen. In solchen Fällen könnten auch Erwachsene mehr eingreifen, doch sieht es leider so aus, daß man dabei stillschweigend vorbeigeht und die Kinder niemand an den lebensgefährlichen Klettereien hindert.

Einen großen Schutz für das Publikum und wohl auch für die Gerüstarbeiter bilden die sogenannten Fanggerüste, die das herabfallende Geröll aufhalten. Einen wirksamen Schutz bei Dacharbeiten bildet für Dachdecker und Klempner das Anseilen, das jedoch den Nachteil hat, bei der Arbeit manchmal etwas hinderlich zu sein. —

Stadtverordnetensitzung. Am Mittwoch, den 28. Mai, nachmittags 5 Uhr, findet im umgebauten Sitzungssaal des Rathauses die erste Sitzung der neugewählten Stadtverordneten statt. Neben der Einführung durch den 1. Bürgermeister Spaltenstein, erfolgt die Wahl des Büros. Die nächste Stadtverordnetensitzung wird am Mittwoch, den 11. Juni einberufen, wo die Mitglieder in die verschiedenen Kommissionen und die unbesoldeten Magistratsmitglieder gewählt werden.

Betriebsrätewahl auf der Gräfin-Lauragrube. Zu den diesjährigen Betriebsratswahlen, welche am 19., 20., 22. d. Mts. stattgefunden haben, wurden insgesamt 6 Listen eingereicht und zwar: 4 Listen von den Arbeitern und 2 von den Angestellten. Von seiten der Angestellten erhielt die Liste 1 der deutschen Gewerkschaften 51 Stimmen gleich 4 Mandate, Liste 2 poln. Gewerkschaften 34 Stimmen gleich 2 Mandate. Von seiten der Arbeiter erhielt die Liste 1, Vereinigte Klassenkampfgewerkschaften, 790 Stimmen gleich 7 Mandate und 1 Ergänzungsmann, Liste 2, Poln. Berufsvereinigung, 251 Stimmen gleich 2 Mandate, die Liste 3, deutsche christliche Gewerkschaften 91 Stimmen gleich 1 Ergänzungsmann und Liste 4 wurde als eine Belegschaftsliste eingereicht. Dieselbe wurde aus Rache von „Auchgewerkschaftlern“ wegen ihrer Ausschließung von der Kandidatur aufgestellt. Dieses Benehmen muß auf schärfste verurteilt werden, weil ein solches nur zur Zersplitterung der Arbeitermassen geführt hat, die richtige Antwort hat ihnen auch die Belegschaft gegeben, indem sie nur 176 Stimmen erhalten haben, gleich 1 Mandat.

Gründung einer Wohnungsbaukommission. Um den Wohnungsbau in der Stadt auch seitens der städtischen Körperschaften in weit größerem Maße zu fördern, als es bis jetzt der Fall war, soll die Gründung einer Wohnungsbaukommission erfolgen, die sich insgesamt aus neun Mitgliedern zusammensetzen soll. Dieser Kommission werden angehören: der 1. Bürgermeister, der Dezernent der Stadtsparkasse, der Dezernent des Stadtbauamtes, sowie sechs Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung. An Stelle letzterer können auch private Personen, die Fachkenntnisse besitzen, gewählt werden. Alle Anträge, betreffend des Ausbaues, Um- und Neubaues, sowie von Aufstockungen, sind an den Magistrat zu richten, der sie dann weiter an die genannte Kommission zur Beratung und Begutachtung leitet. Man hofft, durch diese Kommission weite Kreise zur Schaffung von Wohnungen zu bewegen und somit die Erschließung von Wohnungen zu fördern.

Wo ist der Knabe? Der 16 Jahre alte Friedrich Altmann hat sich am 1. d. Mts. aus dem Elternhause entfernt und ist bis heute noch nicht zurückgekehrt. Die unternommenen Nachforschungen der Polizei führten zu keinem Resultat.

Der Bau des Landgerichts endlich beschlossen. Der Magistrat Königshütte wurde seitens des Justizministeriums telegraphisch dahin verständigt, daß der Bau des Landgerichts beschlossen wurde und die erforderlichen Baupläne auf dem Konkurswege ausgeschrieben werden. Für diesen Zweck hatte die Stadtverwaltung vor zwei Jahren dem Justizministerium einen dementsprechenden Bauplatz an der ulica Sienkiewicza kostenlos zur Verfügung gestellt, um dem Bau zur Verwirklichung zu verhelfen, was leider erst jetzt geschehen soll. Hoffentlich wird der Baubeginn nicht wieder auf die lange Bank geschoben und es bleibt bei dem Beschluß, der mindestens im Interesse der Freimachung der Volksschule 5 zur baldigen Ausführung kommen müßte.

Unerwünschter Besuch. Während der Abwesenheit, stattete der unverschlossenen Wohnung eines gewissen Erich Rohleder an der ulica Marschalka Pilsudskiego 4, der Arbeitslose Karl P. einen Besuch ab und nahm einen Mantel im Werte von 250 Zloty mit. Jedoch wurde er kurz darauf verhaftet und der Gerichtsbehörde zugeführt. Dem Eigentümer konnte der Mantel wieder ausgehändigt werden.

Siemianowitz

Bedauerlicher Unglücksfall. Der Fuhrwerkslenker Georg Dubas von der ul. Piasniki stürzte von seinem, mit Steinen beladenen Wagen und geriet unter die Räder. Dubas erlitt außer schweren Kopfverletzungen auch Quetschungen an der Brust. Es erfolgte eine Ueberführung in das Hüttenspital.

Er scheute die Arbeit. Am 15. d. Mts. verschwanden 3 junge Burschen, die als Bürolehrlinge in dem hiesigen Hüttenwerk beschäftigt waren, nach Erhalt der Löhnung aus Siemianowitz. Nun ist einer von den jungen Tramps, die „Europa mit den grünen Grenzen“ kennen lernen wollten, in das Elternhaus zurückgekehrt, weil er die schwere Arbeit, die Walzbrüder verrichten müssen, um ehrlich ihr Leben zu fristen, nicht ertragen wollte. Von den zwei anderen Ausreißern fehlt jegliche Spur.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Friedenshütte. (Betriebsratswahlen in der Friedenshütte.) Am Dienstag, den 27. d. Mts., wählen die Arbeiter wieder ihre Vertreter in den Betriebsrat. 14 Listen sind eingereicht worden, was ein beschämendes Zeugnis für die Arbeiterschaft der Friedenshütte ist. Die deutschen freien Gewerkschaften haben gemeinsam eine Liste eingereicht, welche die Nr. 7 trägt. Es ist Ehrenpflicht eines jeden freigewerkschaftlichen Kollegen, für diese Liste zu werben, um damit unserer Liste zum Siege zu verhelfen. Wie überall, so ist auch innerhalb unserer Reihen ein Individuum vorhanden, welches seine eigenen Wege schreitet. Derselbe möchte durchaus Betriebsrat werden. Es ist bekannt, was für Ziele Ciupa verfolgt, welcher, da er nicht das Vertrauen der Mitglieder besitzt, eine eigene Liste eingereicht hat. Arbeiter und Arbeiterinnen! Am Wahltage müssen wir mit diesem „Auchgewerkschaftler“ abrechnen, welcher bestrebt ist, die Gewerkschaften zu schwächen, um dadurch sein Ziel zu erreichen. Die Spitzenkandidaten unserer Liste, die die **Nummer 7** trägt, sind Kokott Edmund, Wollnik Konrad und Flotz Josef.

Einweihung des „Carl-Legien-Heimes“ der Arbeiterjugend von Gleiwitz

am Donnerstag, den 29. Mai 1930

Der deutschen Arbeiterschaft in Oberschlesien ist es in letzter Zeit wiederum gelungen, ein neues Bollwerk sozialistischer Kultur zu schaffen, und zwar, in romantisch schöner Gegend, das Heim der Gleiwitzer Arbeiterjugend, gewidmet dem großen Vorkämpfer der Arbeiterbewegung; Carl Legien. Direkt am Walde gelegen, soll es ein wahres Erholungs- und Arbeitsheim der Jugend werden, denn zweckentsprechend sind die nötigen Räume, nicht nur für die Jugend, nein, auch für Kinderfreunde und Arbeiterwohlfahrt eingerichtet.

Doch auch die alten Kollegen und deren Frauen haben beim Bau genügend Berücksichtigung gefunden, durch Schaffung von Versammlungsräumen, und dies „ohne Alkohol“! Dieses Heim, nach modernem Stil errichtet, soll nun am 29. Mai d. J. eingeweiht werden. Dieser Tag muß wiederum dem Bürgertum beweisen, daß die Arbeiterschaft in ihrer Entwicklung nicht zu halten ist, Massen müssen anmaschieren, um zu zeigen, daß wir gewillt sind, noch weitere solcher Heime aufzubauen, zum Wohl unseres Nachwuchses.

Aus diesem Anlaß ladet der Bezirksausschuß der A. D. G. B. sämtliche jugendlichen Kollegen, und mit ihnen die alte Garde, Männer und Frauen von Polnisch Oberschlesien für diesen Tag nach Gleiwitz ein, in der Erwartung, daß Alle diesem Ruf Folge leisten.

Sammelpunkt für alle Polnisch-Oberschlesier ist, am 29. Mai, früh ½8 Uhr, an der Grenze Poremba, von da, für diejenigen, die gern laufen Fußmarsch nach Gleiwitz. Für alle übrigen Germaniaplatz, Gleiwitz um ½10 Uhr, und von da geht es geschlossen zum Platz der Republik. Also, Parole am 29. Mai: „Auf zur Einweihung des Gleiwitzer Jugendheims!

Sportliches

Sport am Sonntag

Um die oberschlesische Fußballmeisterschaft.

Sämtliche Spiele beginnen um 5 Uhr nachm. und steigen auf dem Platz des erstgenannten Gegners. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften der einzelnen Vereine.

1. F. C. Kattowitz — Naprzod Lipine.

Der Klub steht wohl vor dem schwersten Kampfe um die Meisterschaft, da man Naprzod, nach wie vor, als den Favoriten ansehen kann. Im Freundschaftstreffen verlor der Klub ziemlich hoch, so daß sich die Mannschaft jetzt stark ins Zeug legen muß, um ehrenvoll abzuschneiden. Das Spiel selbst verspricht interessant zu werden, da beide Mannschaften versuchen werden, die wertvollen Punkte für ihren Verein zu gewinnen.

Pogon Kattowitz — B. B. S. V. Bielitz.

Pogon wird ganz aus sich herausgehen müssen, um gegen die gute Klasse der Bielitzer gut abzuschneiden. Bis jetzt hat man von Pogon in den diesjährigen Meisterspielen noch keine große Leistungen gesehen, doch hoffen wir, daß sie sich auf eignem Platz spielend zu einem Sieg aufraffen werden.

06 Zalenze — Amatorski Königshütte.

Die 06er sind augenblicklich in einer sehr guten Form, so daß sich der Amatorski auf einen schweren Kampf gefaßt machen muß. Irgend welcher Mannschaft größere Siegeschancen zuzusprechen, ist schwer, da beide wohl gleich spielstark sind. 06 hat darin einen Vorteil, daß auf eignem Platz gespielt wird.

07 Laurahütte — Slonsk Schwientochlowitz.

Schwer wird Slonsk zu kämpfen haben, da 07 auf eigenem Platz nur mühevoll zu schlagen ist. Auch hat sich die Form der 07ner stark hehoben, worüber die letzt erzielten Siege sprechen und man ihnen die größeren Chancen zusprechen muß

Hakoah Bielitz — Kolejowy Kattowitz.

Die Eisenbahner fahren zum fälligen Meisterschaftsspiel nach Bielitz und werden sich anstrengen müssen, um die Punkte zu gewinnen da die Hakoah, auf eignem Platz spielend, kein zu unterschätzender Gegner ist.

A-Klasse Gruppe 2.

Polizei Kattowitz — Diana Kattowitz.

Einen schweren Kampf werden sich die zwei Kattowitzer Ortsrivalen um die Punkte liefern, aus welchen wohl die Polizei als augenblicklich bessere Mannschaft als Sieger hervorgehen wird.

Orzel Josefsdorf — K. S. Chorzow.

Wie die spielstarken Chorzower gegen Orzel abschneiden werden, bleibt abzuwarten, denn Orzel auf eignem Platz zu bezwingen ist eine große Kunst oder man müßte gerade vom Glück begünstigt sein.

Boston

Roman von Upton Sinclair

25)

Am Nachmittag vor dieser Versammlung kam er zu den Brinis, so daß Cornelia ihn genau betrachten konnte: eine freundliche und väterliche Gestalt, die wie ein Weihnachtsmann aussah, breitschultrig und stämmig, mit dem langen Gehrock eines Geistlichen, mit einer ehrwürdigen Frisur und buschigem weißen Backenbart. Er war für die italienischen Arbeiter Held und Großvater in einem; sie sahen ehrfürchtig zu ihm auf, nannten ihn „Maestro“, fütterten ihn mit Kuchen und Wein, tätschelten seinen Arm und nannten ihn „Nonno“. Er war ihr Denker, ihr großer Gelehrter, der alles las und alles kannte und ihnen jede Woche in ihrer Zeitung darüber berichtete; „La Cronaca Sovversiva“, die „Revolutionäre Chronik“, erschien in einer Auflage von zehntausend Exemplaren und war das Kampforgan der Italiener in Neu-England. Ihr ältlicher Herausgeber lebte in ehrsamer Armut; eine Frau und vier Kinder hatte er mit einem Gehalt von acht Dollars die Woche zu ernähren, das aus Beiträgen solcher, die mehr hatten, zusammengekratzt wurde. Sein Rock war abgeschabt und am Hals mit einer großen Sicherheitsnadel verschlossen; aber das hinderte ihn nicht, als sehr würdevoller Gentleman aufzutreten. Er kam mit einer Leibgarde von etwa zwanzig italienischen Arbeitern, von denen manche kaum zwanzigjährig waren, aber alle sehr entschlossen dreinblickten. Man hörte Gerüchte, daß die Polizei die Versammlung sprengen und den Redner verhaften wolle. Die jungen Burschen waren für alle Fälle mitgekommen —, jeder mit einem Revolver in der Rocktasche, einige hatten sogar zwei und ein Dolchmesser obendrein. Unter ihnen befand sich ein jüdischer Bursche aus dem Neuyorker Armenviertel, damals für eine Bostoner Zeitung tätig und später als Dramatiker unter dem Pseudonym Michael Gold bekannt. Er sah eine düstere Stadt, mit dreckigem, zertrampelten Schnee unter grauen Abendwolken, und — so schien es dem Besucher — mit nicht weniger als einer Million Polizisten. Die kleine Rebellenbande kam wie Daniel in die Löwengrube, sie war entschlossen, lieber zu kämpfen, als ihren Führer gefangennehmen zu lassen. Glücklicherweise geschah nichts, — sonst würde Amerika für einen proletarischen Dramatiker, was ein sehr rarer Artikel ist, einen revolutionären Märtyrer, von denen es schon zu viele besitzt, eingetauscht haben.

Cornelia ging mit ihren italienischen Freunden zur Versammlung. Sie konnte dem Redner nicht folgen, aber sie genoß die mächtige vibrierende Stimme und fühlte die Ergriffenheit der Hörer; nachher würden ihre Freunde ihr die Rede wiederholen, so ausführlich sie nur wollte. Luigi Galleani lehrte die Arbeiter, der Brutalität der Polizei ihren eisernen Willen zu Brüderlichkeit und Solidarität entgegenzusetzen. Er sagte ihnen, daß sie eines Tages — der nicht zu fern sei — von ihrem Eigentum Besitz ergreifen würden. Sie sollten sich vor Führern hüten, die sich selbst über die Massen setzten und vorgäben, sie zu beaufsichtigen. Sie sollten ihre Köpfe vor Aberglauben und vor Verehrung von Göttern, Pfaffen, Richtern und Polizisten hüten, sie seien ihre eigenen Götter, ihre eigenen Richter. Recht sei, was ihr Gewissen und ihr brüderlicher Sinn ihnen anrate. Immer predigen die Führer in diesem Streik Solidarität, dachte Cornelia, aber sie selbst sind nicht fähig, solidarisch vorzugehen, und so werden ihre Anhänger zerstreut, ihre Kräfte vergeudet.

6.

Das Schlichtungsamt kam den Arbeitern mit dem Vorschlag, eine zehnprozentige Erhöhung anzunehmen; einige sagten ja, andere nein; einige sagten, es sei eine Falle, die Gesellschaft habe gar keine zehn Prozent geboten. In den Versammlungen wurde nur noch gestritten, Vanzetti sprang auf den Tisch und schrie: „Traditore, Verrät!“ Andere überschrien ihn und zogen ihn vom Tische. Er kam abgespannt nach Hause und erklärte, der Sprecher der Portugiesen sei von der Gesellschaft gekauft, alle Leiden der Streikenden seien umsonst.

Der Streik hatte einen ganzen Monat gedauert; die Mittel der Arbeiter waren erschöpft; einige schlichen sich zur Arbeit zurück; die anderen waren verzweifelt und ängstlich. Die Polizei hatte ihre Versammlungen gesprengt und das Streiklokal geschlossen. Was tun? Die Italiener trafen sich hier und dort heimlich, um zu entscheiden, ob sie dem Schlichtungsamt trauen sollten; alle außer einigen Extremen, die ohnehin mit einer Einstellung in der Tauwerkfabrik nicht mehr rechnen konnten, waren dafür, den Streik abzubrechen.

Cornelia kam, vom langen Warten erschöpft, nach Hause, kroch ins Bett und war gerade beim Einschlafen, als sie von lauten Stimmen im Hause gestört wurde. Vanzetti und Culla stritten, Brini versuchte Frieden zu stiften. Cornelia begann trotz des Lärms einzuschlafen, aber plötzlich hörte sie Vanzetti brüllen: „Spion, Spion!“ Culla schrie etwas zurück. Dann: „Schlägerei, ein Krach; Cornelia sprang aus dem Bett und stürzte in das kleine Wohnzimmer, wo sie Vanzetti auf dem Boden liegen sah, vergeblich bemüht, aufzustehen, weil der starke Brini auf ihm lag und ihn niederdrückte. Von Compagno Culla konnte man nur noch ein paar Rockschwänze rasch durch den Torweg verschwinden sehen. Vanzetti versprach, sich ruhig zu benehmen, und wurde losgelassen. Er war jetzt zu erregt, um sich bei Cornelia zu entschuldigen, aber er erzählte ihr lebhaft, was dieser abbominevole Culla getan hatte: nachdem er dafür gestimmt hatte, daß die Arbeiter sich wieder der Sklaverei überlieferten, hatte er die Frechheit, hier ins Haus zu kommen, um nach fünfzig Dollars Unterstützungsgeld zu fragen, das Vanzetti bei Anarchisten einer benachbarten Stadt gesammelt hatte, und das Culla als Mitglied des Streikkomitees an sich nehmen wollte. Vanzetti hatte sich geweigert, das Geld herauszugeben, nie würde er gelben socialistas, riformistas und traditori der Arbeiterklasse etwas anvertrauen! Er wollte das Geld den Stiftern zurückgeben oder es für einige andere Streikende verwenden. Culla hatte Vanzetti sehr aufgeregt gedroht, ihn wegen malversatione, Unterschlagung des Arbeiterfonds, zu brandmarken. Darauf hatte Vanzetti „Spion, Spion“ gebrüllt, — die schändlichste aller Anklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleiner Handel im Orient

Hie und da sind im Leben Menschen gram gewesen, aber nur einmal hat ein Mensch mich wirklich verwünscht,, mit einem richtigen, ausgedehnten, zielbewußten Fluch. Der Fluchende hieß Abu Moy, zu deutsch: Vater des Wassers. Und das war im Hafen von Port Said.

Ich war einige Tage durch die Stadt geschlendert. Der wiederholte Aufenthalt eines unbeschäftigten und leidlich gekleideten Europäers auf dem Kai blieb von den Händlern nicht unbemerkt. Sie hatten einen Blick für Fremde und den Umfang ihrer Reisekasse. Sie verkaufen mit einer unheilvollen Begabung das, was sie wollen, nicht das, was man selber gern haben möchte. Da gibt es kein Ausweichen. In der Begegnung mit einem ägyptischen Händler steckt Fatum.

Schon auf dem Wege zum Hotel wurden mir so viele Dinge angeboten, daß sie zur Ausrüstung eines kleinen Warenhauses gereicht hätten. Aber ich entzog mich durch die Flucht. Der nubische Hotelportier lachte mitleidig und hielt die Hand offen. Ich legte einen Piaster hinein und erfuhr, daß die Händler die Gepflogenheit haben, sich jeweils darüber zu verständigen, wem von ihnen ein lohnender Kunde auszuliefern sei. Ich war Abu Moye ausgeliefert...

Stöhnend machte ich mich auf den Weg zum Kai und setzte mich auf eine steinerne Treppe. Da vernahm ich leise Sandalenschritte hinter mir und das sanfte Rauschen eines weiten Mantels. Neben mir stand Abu Moye. Er grüßte artig und zurückhaltend, nahm neben mir Platz und bot mir eine Zigarette an. Ich nahm sie dankend. Abu Moye begann zu sprechen und schilderte die Schönheiten des Meeres. Er sprach von den klugen jungen Europäern, die in das Land kamen, um seine Schönheiten und Schätze kennenzulernen. Dann, in einer Pause des Gesprächs, berührte er meinen Arm, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und holte mit der größten Heimlichkeit eine lange, runde Blechbüchse aus dem Burnus, streifte den Deckel ab und zog sechs Straußenfedern aus der Büchse. Ich muß gestehen, daß mir schönere nie zu Gesicht gekommen waren. Doch was, um aller Heiligen willen, sollte ich mit den Straußenfedern beginnen? Ich, ein harmloser Junggeselle! Ich eröffnete die Feindseligkeiten durch die Frage: „Sie sie verkäuflich? Es war, als hätte ich den Kalifen gefragt, ob er mir die heilige grüne Fahne verkaufen wolle. Abu Moy kochte vor höhnischer Ablehnung. Er tat die Büchse in seinen Burnus und ging gekränkt fort. Ich fluchte leise, aber herzlich.

Nach dem Abendessen kam der Nubier zu mir und sagte, im Hofgarten warte ein Mann auf mich. Natürlich stand draußen Abu Moye. Er empfing mich mit wunderbaren Theatergesten.

„Mein Freund Jussuf, ich habe dich heute nachmittag sehr gekränkt. Ich habe wohl gesehen, wie begierig du bist, meine Federn zu besitzen."

„Abu Moye", sagte ich herzlich, „ich schwöre dir, daß ich nicht das mindeste Verlangen nach deinen Federn habe." Er lächelte überlegen.

„Ich bin ein alter Mann. Ich verstehe mich auf die Gesichter. Ich hätte sie dir eigentlich nicht zeigen dürfen, um deine Gelüste nicht zu wecken. Nun aber bin ich entschlossen, sie dir zu opfern."

Ich sagte mit erstickter Stimme: „Tu das nicht. Wie könnte ich dir meinen Dank abstatten. Durch nichts. Ich bin ein schlichter Mensch."

„Gerade darum", erwiderte er rasch. „Darum — will ich dir die Federn schenken!"

So, nun saß ich in der Patsche. Denn wer den Orient kennt, weiß, was die Verpflichtung zu einem Gegengeschenk bedeutet. Also mußte ich mich meiner Haut, das heißt: meines Geldes wehren. Ich versuchte, Rührung in meine Stimme zu legen.

„Abu Moye, du bist sicher einer der edelsten Menschen im ganzen Orient. Willst du mir die Gelegenheit zu einem Gegengeschenk nehmen?"

Er faltete gottergeben die Hände. „Wenn Allah uns zur Armut verurteilt, muß man es geduldig hinnehmen. Zwar weiß ich nicht, wovon ich morgen mit meiner Familie leben soll. Aber.... wenn ich hundert Franken hätte..."

„Moye, wir wollen nicht über den Wert deiner Federn sprechen. Eine halbe von ihnen ist hundert Franken wert. Aber Allah hat mich nicht mit Glücksgütern gesegnet. Meine Eltern sind arme Leute. Nicht ein einziges Kamel steht in ihrem Stalle."

Abu Moye lächelte freundlich: „Du bist ein Gelehrter, der die Universität besucht hat. Du wirst einmal so klug sein, daß alle Menschen ihr Geld zu dir tragen werden."

„Gott gebe es!" sagte ich inbrünstig. „Darum werde ich dir jetzt fünf Franken geben."

Abu Moye hielt sich nur mit übermenschlicher Kraft aufrecht. Trauer verschleierte seine Stimme: „Das hätte ich nie von dir gedacht, das du mir die 90 Franken nicht geben willst."

„Unmöglich. Wie gesagt: sechs Franken."

Wie ein beleidigter König schlang er seinen Burnus um die Schulter und ging. In der Tür drehte er sich noch einmal um: „Hast du es dir überlegt: Bedenke: Was sind 80 Franken?"

„Ein Wort ist ein Wort, Abu Moye. Also: sieben Franken."

Damit war der Tag und der Kampf beendet. Der zweite Kampftag verlief nicht minder heftig als der erste. Die Offensive blieb bei Abu Moye. Als ich zum Kai kam, hockte er schon da. Sein Gesicht war von Furchen der Trauer aufgerissen.

„Jussuf", begrüßte er mich, „ich habe noch einmal darüber nachgedacht. Zwar werden meine Frau und meine Kinder verhungern, aber ich stehe zu meinem Wort, 70 Franken."

Ich wehrte erschüttert ab. „Wie könnte ich es jemals verantworten, den Tod deiner herrlichen Frau und deiner wunderbaren Kinder auf dem Gewissen zu haben? Lieber will ich dir acht Franken geben."

In Abu Moye wuchs ein großer Zorn. „Vor drei Tagen habe ich mit einem großen Efendi gesprochen, der mich vergeblich angefleht hat, ihm diese Federn für 75 Franken zu überlassen. Und jetzt sollen sie nicht einmal 60 wert sein?"

„Wer sagt denn das?" wagte ich einzuwenden.

„Du, du!" schrie er leidenschaftlich. Diese Federn sind so selten, daß ein ganzer Berberstamm unter größten Gefahren wochenlang..."

Da ergriff ich die Flucht.

Noch am gleichen Abend lieferten wir uns beide eine erbitterte Feldschlacht. Mein Angebot war bis auf 20 Franken gestiegen, Abu Moye seines bis auf 45 gefallen. Der Wirt, ein erfahrener Grieche, schätzte den regulären Wert auf 30 Franken. Ich war stolz.

Und doch hätte ich die Schlacht im letzten Augenblick verloren, wenn mir nicht der Nubier zu Hilfe gekommen wäre. Gegen zahlung von fünf Piaster verkaufte er mir heimlich und flüsternd einen Rat, dessen Wert ich sofort erkannte. Ich war gewappnet.

Die letzte Schlacht wurde am Tage der Abreise geschlagen, auf dem Kai neben der Treppe, als der Dampfer gerade auf die Reede fuhr. Abu Moye saß neben mir, er sprach kein Wort über das Geschäft. Aber als er sah, daß auf dem Dampfer das Boot herabgelassen wurde, ging er zum Sturm über. Er zog die Blechbüchse aus dem Burnus, hielt sie hoch und sagte schlicht: „30 Franken!"

„Ich habe vorhin einen anderen Händler gesprochen, der mir sechs Federn für 20 Franken verkaufen will.."

Abu Moye kochte vor Zorn. Seine Stimme kreischte. „Die anderen Händler sind Gauner, Schurken, schmutzige Schweine.."

„Ich will dir ein letztes Wort sagen...""

„Sage kein letztes Wort", unterbrach mich Abu Moye. „Dort kommt das Boot. Im Angesicht der Leute werde ich dir das letzte Wort sagen."

Ich war einverstanden. Das Boot legte an und Abu Moye sagte zu den braunen Matrosen: „Wenn zwei einen Handel haben und der eine Fordert 30 Franken, der andere will nur 20 geben, ist es da nicht recht billig zu teilen und sagen: 25?""

Die Matrosen lachten und riefen: „Ja, 25?"

„Hörst du?"" triumphierte Abu Moye.

„Ich höre und gebe nach. Also 25 Franken für sechs Federn."

Ich zahlte Abu Moye das Geld auf die Hand und nahm die Büchse in Empfang. Er verbeugte sich tief und wollte sich rasch entfernen. Aber nun machte ich von dem Rat Gebrauch, den mir der Nubier verkauft hatte.

„Warte einen Augenblick, Abu Moye!" Ich ergriff den Zipfel seines Burnusses, wickelte ihn mir um den Arm, damit er nicht entwischen könne und öffnete dann die Büchse. Und siehe da: der gesamte Inhalt bestand aus einer einzigen Straußfeder. Ich zog sie heraus und hielt sie stumm hoch.

Eisiges Schweigen ringsum. Abu Moye griff sich an den Kopf, rollte die Augen, schrie von einem verhexten Zauberwerk und wühlte aufgeregt in seinem Burnus. Und siehe da: Nach und nach fielen fünf Federn zu boden. Ich hob sie kaltblütig auf und tat sie in die Büchse. Dann stieg ich in das Boot. In diesem Augenblick trat Abu Moye einen Schritt vor, erhob den rechten Arm und begann zu fluchen. Er verfluchte mich, meine Eltern, meine ungeborenen Kinder, das Geld, das Schiff, die Reise, die Straußfedern, sich selbst... Er fluchte noch, als ich bereits das Fallreep des Schiffes bestiegen und nichts mehr verstehen konnte.



Das erste Bild von der Erdbebenkatastrophe in Hinterindien

die vor wenigen Wochen ganze Städte in Schutthaufen verwandelte und Hunderte von Menschen in den Tod riß. Von den grauenhaften Verwüstungen, die das Erdbeben in Rangoon angerichtet hat, gibt unsere Aufnahme ein erschütterndes Bild.

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 6.

S. Loyd. Matt in drei Zügen. Weiß: Kg3, Sf1, Sf4 (3). Schwarz: Kh1, Bg4 (2).

1. Sf4—h3 g4×h3. 2. Kg3—f2 h3—h2
3. Sf1—g3 matt.

Partie Nr. 7. Damengambit.

Die Partie wurde in der ersten Runde des mitteldeutschen Turniers zu Zwickau gespielt.

Weiß: **Flohr** (Prag). Schwarz: **Helling.**

1. d2—d4 Sg8—f6 2. Sg1—f3 c7—c5
3. e2—e3 g7—g6 4. Lf1—d3 Lf8—g7
5. Sb1—d2 d7—d5 6. d4×c5 ......

Dieser Abtausch ist nicht empfehlenswert. Weiß gibt damit das Zentrum auf und der Bauer c5 ist doch nicht zu behaupten.

6. .... 0—0 7. e3—e4 ....

Weiß muß dem Manöver Sb8—d7×c5 mit Druck auf e4 zuvorkommen. c2—c3 wäre nicht gut wegen Dc7, etwa mit der Folge: b4, b6 c×b?, D×c3 mit Figurengewinn.

7. .... d5×e4 8. Sd2×e4 Sf6×e4
9. Ld3×e4 Dd8—a5+ 10. c2—c3 Da5×c5
11. Lc1—e3 Dc5—b5 12. Dd1—b3 ....

Viel besser war es, mit De2 dem Schwarzen die Herrschaft über die Linie a6—f1 streitig zu machen.

12. ... Db5—a6 13. h2—h4 ....

Kurz rochieren kann der Weiße nicht und die lange Rochade scheint ihm wegen des Läufers g7 und der offenen c-Linie riskant. Er entschließt sich daher zu einem heftigen Königsangriff.

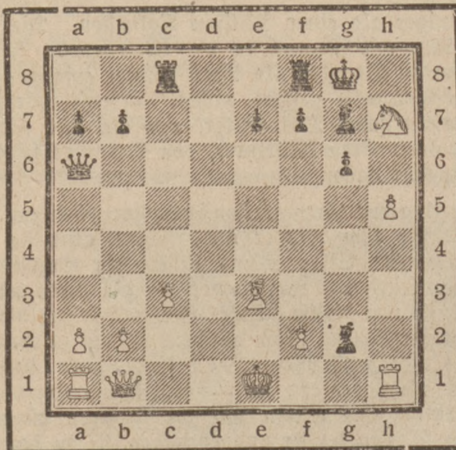
13. .... Sb8—c6 14. h4—h5 Lc8—e6
15. Db3—c2 Ta8—c8 16. Sf3—g5 Sc6—b4

Das schwarze Gegenspiel widerlegt den weißen Angriff. Weiß hätte doch besser erst 0—0—0 gespielt.

17. Dc2—b1 Sb4—d5 18. Le4×d5? ....

Der Einleitung zu einer verfehlten Kombination. Am besten war noch Ld2.

18. ... Le6×d5 19. Sg5×h7 Ld5×g2!



Die Widerlegung! Weiß ist verloren.

20. Sh7×f8 Lg2×h1 21. Sf8×g6 ....

Nach Sf8—d7 würde Lh1—f3 Db1—c2 Tc8×c3!! Dc2—d2 Tc3—d3 Sd7—c5 Td3×d2 Sc5×a6 Td2—e2+ eine Figur gewinnen.

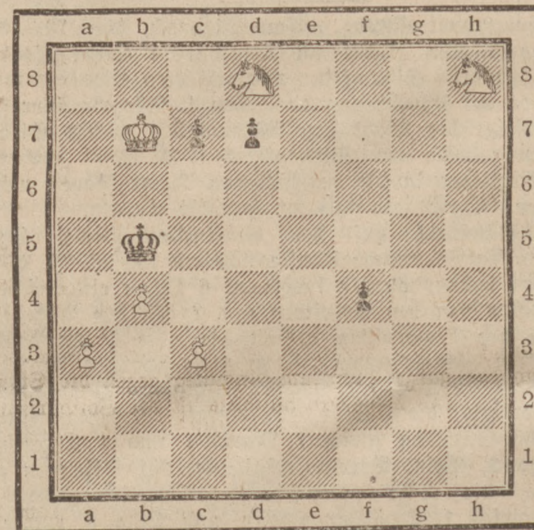
21. .... f7×g6 22. Db1×g6 Da6×g6
23. h5×g6 Lh1—f3! 24. Ke1—d2 ....

Auf L×a7 könnte T×c3 folgen. Weiß ist natürlich immer verloren. Es geschah noch:

24. .... a7—a6 25. Ta1—e1 Tc8—c6
26. Le3—d4 Lg7×d4 27. c3×d4 e7—e6
28. Te1—e5 Kg8—g7 29. Te5—g5 Lf3—e4
30. b2—b4 Tc6—c2+ 31. Kd2—e3 Le4—d5
32. f2—f4 Tc2—c3+ 33. Ke3—e2 Tc3—a3
34. f4—f5 Ta3×a2+ 35. Ke2—e3 Ta2—a3+
36. Ke3—e2 e6×f5 37. Tg5×f5 Ld5—c4+
38. Ke2—d2 Kg7×g6 39. Tf5—c5 Lc4—b5
40. Kd2—c2 Lb5—a4+ 41. Kc2—d2 Ta3—b3
42. Tc5—a5 La4—b5 Schwarz gab auf.

Aufgabe Nr. 7 — Hasek.

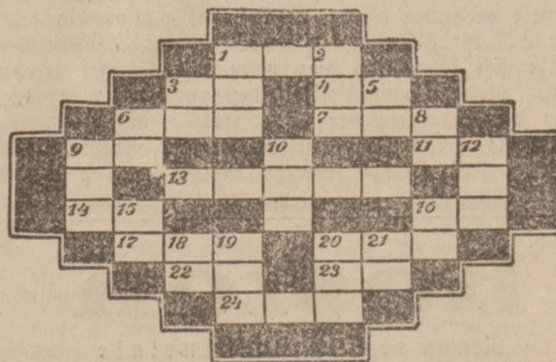
La strategie



Weiß zieht und gewinnt.

Rätsel-Ecke

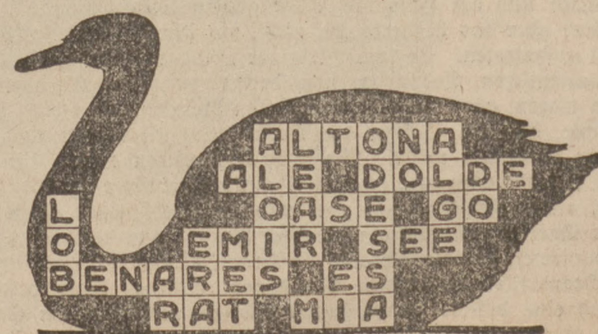
Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Oper von Richard Strauß, 3. Fluß in Asien, 4. Waffe, 6. Geschütz, 7. Teil des Zirkusses, 9. alttestamentarischer Priester, 10. Abkürzung für „Summa", 11. Figur aus „Wallensteins Tod", 13. Mädchenname, 14. Himmelskörper, 16. Teil des Rades, 17. Figur aus einem Schauspiel von Shakespeare, 20. Muttergottes, 22. Handelsbezeichnung, 23. Fluß in Sibirien, 24. Giftpflanze.

Senkrecht: 1. Salzwerk, 2. Figur aus der griechischen Sage, 3. Figur aus der griechischen Sage, 5. Art, 6. Düngemittel, 8. Sinnesorgan, 9. amerikanischer Erfinder, 10. Fluß in Frankreich, 12. Figur aus der griechischen Sage, 15. römischer Kaiser, 16. Roman von Zola, 18. Mädchenname, 19. Weissagung, 21. spanische Bezeichnung für „Herrin".

Auflösung des Kreuzworträtsels

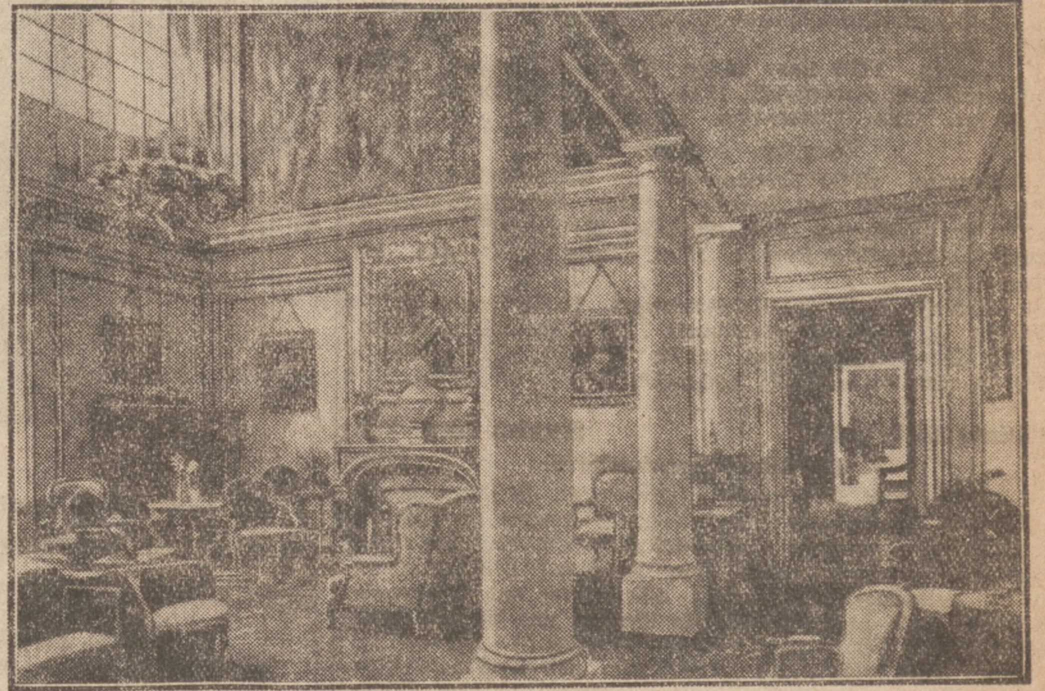


Schloß des norwegischen Kronprinzenpaares niedergebrannt

Schloß Skougum, der bei Oslo gelegene Wohnsitz des Kronprinzen Olaf und der Kronprinzessin Märtha von Norwegen, ist am 20. Mai einem Brande restlos zum Opfer gefallen. Da das Schloß aus Holz erbaut war, blieben alle Rettungsversuche der Feuerwehr erfolglos. Dagegen konnte der größte Teil der Inneneinrichtung und der Kunstschätze gerettet werden. — Schloß und Rittergut Skougum war ein Hochzeitsgeschenk des norwegischen Gesandten in Paris, des Grafen Wedel-Jarlsberg, der durch seine fürstliche Gabe die Wohnfrage des kronprinzlichen Paares löste. Der Norwegische Storthing hatte nämlich die Mittel für einen Wohnsitz des Kronprinzenpaares nicht bewilligt.



Der Brand des Schlosses



Ein Blick ins Schloßinnere

Zum internationalen Frauentag

Theaterskandal.

Die Aufführung des gegen die Abtreibungsparagraphen gerichteten Tendenzdramas „Cyankali" von Wolf, durch die Gruppe Junger Schauspieler von der Barnowsky-Bühne in Berlin hat in Basel zu einem regelrechten Theaterskandal geführt. Werkzeuge der reaktionärsten Kräfte, insbesondere der Katholisch-Konservativen haben die Vorstellung durch Pfeifen gestört. Darüber berichtet die Baseler Arbeiter-Zeitung:

„Mitten im Stück, das Publikum wird von den Vorgängen auf der Bühne gefesselt, es ist ganz im Banne der Darstellung, beginnt es schrill zu pfeifen. Zuerst einzeln, dann im Chorus. Die Masse der Zuschaur reagiert mit frenetischem Beifall.

Zehn Minuten lang gehts hin und her vor der offenen Szene. Einmal pfeifts, dann setzt der Beifall ein. So wechselt es ab. Schließlich werden die Ruhestörer ausfindig gemacht und an die Luft gesetzt. Und dann kann das Stück, das einen außerordentlich starken Eindruck machte, zu Ende gespielt werden. Interessant war, daß sich das ganze Publikum einmütig gegen die Skandalmacher wendete. Und besonders auffällig ist die Solidarität der Frauen in Erscheinung getreten. Alle Klassenunterschiede waren verwischt, wenn es galt, die Leiden und das Heldentum der Frau zu unterstreichen.

Die weiblichen Zuschauer aus dem Parterre und vom Balkon reagierten genau gleich, wie die der „Flohbühne" und nahmen den Ruhestörern jede Resonnanz. Wie festgestellt werden konnte, sind die Skandalszenen von katholischer Seite hervorgerufen worden. Diese Art des Protestes hat sicherlich den Zweck verfehlt, denn sie wirkte propagandistisch für das Stück und seinen Inhalt."

Wer ist die Wiener Parteiarbeiterin?

Der Wiener Arbeiter-Zeitung vom 17. März 1930 entnehmen wir:

„Der Tätigkeitsbericht der Wiener Frauenorganisation für das Jahr 1929, enthält eine Neuerung, die heuer zum erstenmal eingeführt wurde: eine Statistik der weiblichen Vertrauenspersonen. Aus ihr erfährt die Parteiarbeiterin Tatsachen, die sie mit stolzer Freude erfüllen dürfen. Auf nichts ist denn auch die österreichische Sozialdemokratie mit Recht so stolz als auf ihren Vertrauensmännerapparat. Nun zeigt die Wiener Frauenorganisation, daß auch sie es sein darf: auf je 477 weibliche Mitglieder kommt im Bezirksdurchschnitt eine Funktionärin! 3155 Frauen leisten in einer roten Stadt Arbeit für den Sozialismus.

„Fliegende" Krankenpflegerinnen.

Wenn heutzutage eine in dürftigen Einkommensverhältnissen lebende Familie von einer Krankheit betroffen wird, so bedeutet das für sie ein großes finanzielles Mißgeschick. Die Leistungen der Krankenkassen reichen oft nicht aus; Arzt und Medikamente verschlucken den letzten Sparpfennig. Das Unglück wird vollends zur Katastrophe, wenn es obendrein notwendig ist, eine Krankenpflegerin ins Haus zu nehmen. Nur die Begüterten können sich diesen Luxus erlauben. Die Minderbemittelten müssen sich allein helfen, so gut es eben geht.

Um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat die „Vereinigung amerikanischer Krankenpflegerinnen" in mehreren amerikanischen Großstädten seit einiger Zeit eine interessante Einrichtung ins Leben gerufen. Man wollte in weitestem Maße die Kosten verringern, die eine für den ganzen Tag genommene Pflegerin verursacht. (Ausgenommen sind natürlich die Fälle, bei denen ein Kranker ständig jemanden um sich haben muß.) Die Mehrzahl der Kranken braucht eine Pflegerin ja nur zu bestimmten Zeiten. So hat denn die „Vereinigung amerikanischer Krankenpflegerinnen" einen, wenn man so sagen darf, „fliegenden" Pflegerinnendienst eingerichtet. Die Pflegerinnen werden dabei, genau wie die Aerzte, nur für ihre einzelnen Besuche bezahlt.

Wenn eine Pflegerin nur morgens oder abends benötigt wird, um etwa einen Verband zu erneuern, eine Arznei zu verabreichen, eine Spritze zu geben, erscheint die Pflegerin zur bestimmten Zeit und kann dann wieder gehen, um anderswo ihres Amtes zu walten. Beide Teile kommen dabei auf ihre Rechnung: Der Kranke spart und die Pflegerin verdient mehr.

Die Pflege für ganze Tage wird zwar verhältnismäßig gut bezahlt, aber die teure Pflegerin wird natürlich möglichst lange beansprucht; außerdem sind zwischen zwei Pflegen oft sehr lange Pausen, in denen die Pflegerin keine Einnahmen hat. Man hofft deshalb, daß diese neue Art der Krankenpflege Erfolge haben wird. **In Neuyork, Chicago und Detroit, wo man sie anwendet, hat man bereits sehr gute Resultate damit erzielt,** wobei natürlich viel von einer straffen und zweckmäßigen Organisation abhängt.

Frauen im amerikanischen Staatsdienst.
Und wie sie besoldet werden.

Wie weit es im Dollarlande die einen Beruf ausübenden Frauen schon gebracht haben, zeigt die große Zahl der im Staatsdienst der Vereinigten Staaten angestellten Frauen, von denen etliche sehr hohe Aemter bekleiden. In Washington sind schon seit etlichen Jahren zwei Fünftel der Beamtenstellungen mit Frauen besetzt, und im ganzen Lande haben sie etwa 55 000 Stellungen inne, ein stattlicher Umfang, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Zahl der Beamtenposten, die die Männer innehaben, 450 000 beträgt. Von den Frauen, die hohe Stellungen bekleiden, ist an erster Stelle Miß Jesse Dell zu nennen, die seit 1925 Mitglied der Kommission des Zivildienstes der Vereinigten Staaten ist. Ihr Gehalt beträgt 9000 Dollar im Jahr. Den bemerkenswerten Posten als Chef der Haushaltungsökonomieabteilung des Landwirtschaftsministeriums hat Dr. Louise Stanley mit ebensolchem Gehalt inne. Es ist das Streben der Regierung, die Hausfrauen über wirtschaftliche Verwaltung der Werte, worüber sie verfügen, zu belehren. An der Spitze des Bureaus für Kinderwesen steht als Leiterin Grace Abott, die ein Jahresgehalt von 6000 Dollar hat. Eine ähnliche Stellung wie Dr. Louise Stanley bekleidet Hildegarde Kneeland, indem sie ebenfalls Chef einer Abteilung der Haushaltungsökonomie ist, mit 5600 Dollar Gehalt. Als Bibliothekar der Washingtoner Landwirtschaftsbibliothek, einer der größten ihrer Art, die es gibt, wirkt Miß Claribel R. Barnett mit 5000 Dollar Gehalt. Die Bibliothek, die sie verwaltet, umfaßt etwa 210 000 Bände. Ein gleiches Gehalt bezieht Anita Phipps als Direktorin der Wohlfahrtsabteilung des Kriegsministeriums.

Valiers Heldentod

„Mein glücklichster Tag" — Der Tod im Laboratorium

Max Valier, der bekannte Raketenforscher, ist bei einem Versuch in seinem Laboratorium tödlich verunglückt. Valier, nur 35 Jahre alt geworden, ist wohl der erste Spezialist für die Erforschung des Raketenantriebes gewesen, sein tragisches Ende zerstört jäh und grausam eine Forscherlaufbahn, der von allen sachlich Interessierten eine große Zukunft vorausgesagt war. Ein zäher, unermüdlicher Arbeiter, der imstande war, sich wochenlang gänzlich von aller Umwelt abzuschließen und nur seinen heißgeliebten Experimenten zu leben, wenn er einer neuen Sache auf die Spur kam, ein zielbewußter, gradliniger Charakter, ein Mensch von liebenswerten persönlichen Eigenschaften ist hier der sinnlosen Tücke des Objekts zum Opfer gefallen. Viel hat Valier projektiert, aber nichts, was er als Erkenntnis von sich gab, war blasse Theorie oder gar utopisches Geschwätz. Dieser Erfinder war ein Tatmensch.

Man schreibt das Jahr 1928. Allerhand Gerüchte über die Valier-Rakete sind durchgesickert, die phantastischen Hypothesen werden aufgestellt, alles spricht gespannt und erregt von der Mondrakete. Berlin hat seinen großen Tag, als Fritz von Opel Valiers Rakete an einem seiner Autos auf der Avus erprobt. Tausende pilgern hinaus, um dem sensationellen Start des Raketen-Opel beizuwohnen, die Presse des In- und Auslandes ist erschienen, die Photographen sind serienweise aufmarschiert. Endlich fährt Fritz von Opel los. Ein donnerähnliches Krachen erfüllt die Luft, eine Feuergarbe spritzt aus dem hinteren Teil des Wagens, der für eine Anzahl Sekunden in dichte weißgraue Rauchwolken gehüllt ist, dann schießt unter ständigem Fauchen und Krachen ein undefinierbares Etwas in rasender Geschwindigkeit über die Bahn, einen seltsamen Dunst von Oel und verbranntem Zelluloid hinter sich zurücklassend. Das Publikum gerät in Ekstase. Begeisterte Rufe werden laut. Die Spannung löst sich in befreiendes Händeklatschen, denn das gefahrvolle Experiment ist geglückt. Fritz von Opel entsteigt, etwas rauchgeschwärzt, aber mit lächelndem Gesicht dem haltenden Wagen, wie leere Fensterhöhlen sehen die ausgebrannten Hülsen der Raketen den Beschauer an. Nun kommt auch Max Valier hinzu, von Opel und dem Publikum beglückwünscht. Ein guter Kopf mit ausgeprägten Linien, einer zergrübelten Stirn und immer sinnenden, immer forschenden Augen. — Man wechselt ein paar Worte mit dem Forscher, der schnell auftaut. „Ja", sagt er und lächelt herzhaft, „das ist der schönste Tag meines Lebens".

*

In der Gradestraße in Britz, an der Peripherie der Millionenstadt, befinden sich die Gebäude der Industriegesellschaft für Gasverwertung. Hier ist alles grau in grau. Dunkle Steinmauern, halbblinde Fensterscheiben, Ruß, Schmutz und Spuren von Arbeitsschweiß. Dort hat Max Valier gearbeitet. Auf freiem Fabrikgelände lag das Laboratorium des fleißigen Forschers, hier experimentierte er gemeinsam mit Dr. Heylandt, um dem Problem des Raketenmotors mit flüssigem Sauerstoff und Brennstoff auf die Spur zu kommen.

Als Max Valier am Sonnabend abend seine neue Rakete einigen Besuchern vorführt, zerreißt eine Explosion den Mantel, zahllose Splitter fliegen umher, wovon einer dem Forscher in die Brust dringt und ihm die Lunge zerschlägt. Unter einem Aufschrei sinkt Valier blutüberströmt zusammen, etwa eine Stunde später stirbt er in tiefer Bewußtlosigkeit im Krankenhaus.

Wenn man sich das Laboratorium jetzt ansieht, kann man die Spuren der mörderischen Explosion noch feststellen. In weiter Entfernung finden sich Reste der explodierten Rakete, ein Stück Metall hat sich mit Gewalt in den Boden gewühlt, daß das Erdreich aufgerissen worden ist. Gläser und Flaschen stehen verwaist umher. Das Laboratorium, in dem der Forscher seit Monaten den größten Teil seines Lebens zubrachte, hat seinen Daseinszweck verloren....

Vielleicht in fünfzig, vielleicht in hundert, vielleicht auch erst in fünfhundert Jahren, wenn dann die Raketen von der Erde zum Mond fliegen werden und wieder zurück, so selbstverständlich wie man heute mit der Straßenbahn fährt oder mit dem Auto, wird man diesem Pionier des technischen Fortschritts ein Denkmal setzen.

Indien als Aktiengesellschaft

Indien, das jetzt England so viel zu schaffen macht, war ursprünglich ein kaufmännisches Unternehmen, das der „Englisch-Indischen Handelskompagnie" gehörte. In früheren Jahrhunderten waren die Kaufleute die Pioniere ihrer Länder und hatten dadurch nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Bedeutung. Sie errichteten in fernen Ländern ihre Handelsniederlassungen, und wenn die Unternehmungen geglückt waren, dann erhielten sie von ihren Regierungen gewisse Hoheitsrechte. So kam die Englisch-Indische Handelskompagnie schon Anfang des 17. Jahrhunderts nach Indien und erhielt im Jahre 1624 Vollmachten einer Regierung. Die „East India Co." nahm im Jahre 1651 die Insel St. Helena in Besitz, und zwar als Stützpunkt auf dem Wege nach Indien und erhielt kurze Zeit darauf die Insel Bombay, die sie bereits besetzt hatte, als Machtbereich. Nun nahm die Verbindung von Handelsgesellschaft und kriegführender Macht innigere Formen an. So gründete die Ostindische Handelsgesellschaft mehrere starke militärische Posten zur Sicherung ihrer Niederlassungen, unter anderem das befestigte Fort St. William, und besetzte in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz Bengalen. Ihre Ausbreitungsgelüste erstreckten sich schließlich auch nach Maisur. Sie besiegte den Radscha und nahm im Jahre 1832 sein Land in Besitz. Nun hatte diese Handelsgesellschaft ein ungeheures Land zur Verfügung, das größer war als die meisten europäischen Königreiche. Als die Herrschaft der Ostindischen Gesellschaft in Indien gesichert war, folgte ihr erst die englische Regierung und übernahm durch Gesetz vom 2. August 1852 die Verwaltung Indiens auf die englische Krone. Der Generalgouverneur erhielt den Titel Vizekönig. Damit war der Anschluß Indiens an England beschlossen. Als am 29. April 1876 sich die Königin Viktoria von England durch Parlamentsakte den Titel „Empreß of India" beilegte, wurde Indien dadurch zu einem Kaiserreich erhoben, und am 1. Januar 1877 erfolgte in Delhi die Ausrufung des Kaisereriches, das ursprünglich das Ausbeutungsobjekt einer Handelsgesellschaft war. In den folgenden Jahren wurde Indien der wichtigste Besitz Englands, von dessen Gedeihen der englische Reichtum direkt abhängig ist.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Symphoniekonzert. 15: Vorträge. 17,20: Volkstümliches Konzert. 18,35: Vorträge. 19,15: Aus Warschau. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 21,45: Literarische Stunde. 22,25: Abendkonzert.

Montag. 12,05 und 16,35: Schallplattenkonzert. 17,15: Plauderei über Radiotechnik. 17,45: Unterhaltungskonzert. 19,05: Vorträge. 20,15: Abendkonzert. 22,25: Konzert.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 16,55: Schallplattenkonzert. 17,30: Orchesterkonzert. 19,15: Vorträge. 20: Literarische Stunde. 20,15: Volkstümliches Konzert. 21,45: Stunde für Warschau. 23: Tanzmusik.

Montag: 12,10: Schallplattenkonzert. 16,15: Stunde für die Kinder. 16,45: Schallplattenkonzert. 17,15: Französische Stunde. 17,45: Unterhaltungskonzert. 19.25: Vorträge. 20.15: Abendkonzert. 22: Vortrag. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. Breslau Welle 325.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht. Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht. Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 25. Mai: 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Aus Leipzig: Orchesterkonzert. 14: Die Mittagsberichte. 14,10: Rätselfunk. 14,20: Schachfunk. 14,45: Stunde des Landwirts. 15,10: Kinderstunde. 15,35: Kulturgeschichte. 16: Wiener Musik. 17: Uebertragung aus dem Stadion Nürnberg: Schlußspiel um die Bundes-Fußballmeisterschaft des Arbeiter-Turn- und Sportbundes. 17,45: Stadt und Land. 18,25: Alte Weisen im neuen Gewande. 18,50: Vom Tage. 19,25: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 19,25: Humoristisches aus Sachsen (Schallplatten). 19,55: Wiederholung der Wettervorhersage. 19,55: Aus Gleiwitz: Stunde der Arbeit. 20,15: Einführung in die nachfolgende Sendeoper. 20,30: Uebertragung aus Dresden: Die drei Pintos. 21,05—21,20: Als Einlage in der Pause: Uebertragung von der Transradio internationale Compania radiotelegraphia in Buenos Aires: Teilübertragungen der Feier des Argentinischen Nationalfeiertages. 22,30: Die Abendberichte. 22,50—0,30: Unterhaltung- und Tanzmusik.

Montag, 26. Mai: 9,05: Uebertragung aus der Stadtschule Zobten: Schulfunk. 16: Heimatkunde. 16,30: Erinnerungen an Konrad Ansorge. 17,30: Musikfunk für Kinder. 18,10: Berichte über Kunst und Literatur. 18,35: Welt und Wanderung. 19: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 19: Abendmusik. 19,55: Wiederholung der Wettervorhersage. 20: Die Deutschen Kampfspiele 1930 in Breslau. 20,25: Neue Rundfunkmusik. 22,10: Die Abendberichte. 22,30: Aufführung des Schlesischen Landestheaters. 22,45: Funktechnischer Briefkasten.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Sonntag, den 25. d. Mts., vormittags 10 Uhr, Generalversammlung. Zutritt und Stimmberechtigung haben die Vorsitzenden und je 3 Delegierte der einzelnen Kulturvereine, sowie der Vorsitzende des Ortsausschusses und die Vertreter der einzelnen freien Gewerkschaften.



So sehen wir sie gerne!

Der Abzug der französischen Besatzung aus Bingen, der am 20. Mai sang- und klanglos vor sich ging.

Versammlungskalender

Achtung, Jugendliche der D. S. J. P.

Am Sonntag, den 25. Mai, findet die fällige Bezirkskonferenz im Büfettzimmer des Volkshauses statt. Sämtliche Vereine haben ihre Delegierten und Funktionäre rechtzeitig zwecks einer vorherigen Besprechung zu entsenden.

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz für die Zeit vom 18. bis 25. Mai 1930.

Sonntag: Fahrt nach Klodnitzthal, Abmarsch 6 Uhr früh vom Blücherplatz.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 24. Mai: Falkenabend.
Sonntag, den 25. Mai: Vormittags 9 Uhr, Generalversammlung des Bund für Arbeiterbildung. Nachmittags 3 Uhr, Bezirkskonferenz der D. S. J. P. im Büfettzimmer.
Montag, den 26. Mai 1930: Falken-Abend.
Dienstag, den 26. Mai 1930: Heimabend.
Mittwoch, den 28. Mai 1930: Spiele auf dem Sportplatz.
Donnerstag, den 29. Mai 1930: Fahrt nach Gleiwitz zur Einweihung des dortselbst neu erbauten Jugendheims.
Freitag, den 30 Mai 1930: Ernster Abend.
Sonnabend, den 31. Mai 1930: Falken-Abend.
Sonntag, den 1. Juni 1930: „Fahrt". Näheres wird noch bekanntgegeben.

Programm des Touristenvereins Königshütte.

25. Mai: Anhalt, 1 Tag, Abmarsch 5 Uhr früh, Volkshaus. Führer Götze.
29. Mai: Besichtigung in Gleiwitz.
1. Juni: Szczakowa, 1 Tag, Abmarsch 5 Uhr früh, Volkshaus. Führer Scholich.

Bismarckhütte. (Wichtig für alle Mieter!) Der Mieterschutzverein beruft für Sonntag, den 25. Mai, nachmittags 2 Uhr, im Kath. Vereinshaus, kleiner Saal, eine Mieterversammlung ein, zu welcher alle Mieter eingeladen sind. Mieter die Zeit ist ernst, darum versäumt nicht die Versammlung!

Bismarckhütte. Der Mandolinenklub „Echo" veranstaltet am Sonntag, den 25. Mai, einen Ausflug nach der Klodnitz, zu welchem die Mitglieder mit Angehörigen des freien Ortskartell herzlich eingeladen werden. Abmarsch punkt 7 Uhr von der Villa Kallenborn.

Schwientochlowitz. (Maschinisten und Heizer.) Am Sonnabend, den 24. Mai, abends 6 Uhr, findet in unserem Versammlungslokal bei Scholtyssek, Langestraße 17, unsere fällige Mitgliederversammlung statt.

Königshütte. (Holzarbeiter.) Sonntag, den 25. Mai, vormittags 10 Uhr, im Volkshaus Holzarbeiterversammlung. Da Tagesordnung sehr wichtig (der neue Akkordtarif), ersuchen wir, recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Königshütte. (Freie Turner.) Sonnabend abends 6 Uhr, Vorstandssitzung. Volkshaus bei Niestroj. Pünktliches Erscheinen aller Vorstandsmitglieder ist Pflicht.

Friedenshütte. (Maschinisten und Heizer.) Am Montag, den 26. Mai, abends 5 Uhr, findet in unserem Versammlungslokal bei Machuletz eine Mitgliederversammlung statt. Der bevorstehenden Betriebsratswahl wegen ist vollzähliges Erscheinen der Mitglieder notwendig.

Siemianowitz. (Freidenker.) Am Sonntag, den 25. Mai, vormittags 10 Uhr, findet im Lokal Kozdon die fällige Mitgliederversammlung statt. Gäste willkommen.

Myslowitz. (Arbeitergesangverein.) Am Sonntag, den 25. Mai, nachmittags 5 Uhr, Gesangstunde. Dirigent, Sangesbruder Goedel, wird erwartet am Ringe. Nach der Probe Vorstandssitzung im Vereinszimmer.



„Ich finde, Elvira, daß dein Ausdruck in diesem Augenblick nicht ganz glücklich ist." (Humorist.)

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice, Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Dieser reelle Geschäftsmann

empfiehlt Ihnen, verehrte Hausfrau, besonders die gute „Kołłontay-Seife" mit dem Waschbrett. Niemals hörte er klagen über sie - und sein Rat ist gut, denn er will Sie ja zufriedenstellen. Darum gibt es auch kaum ein besseres Geschäft wo die Marke „Kołłontay" - immer unverpackt, aromatisch und glycerinhaltig - nicht zu haben ist.

Mydło Kołłontay z pralką

(4a

Aufruf!

In jedem Ort wird eine Filiale errichtet. Hierfür wird eine zuverläss. Person (Beruf einerlei)

als Filialleiter(in)

gesucht. Monatl. Einkommen 150—200 Doll. Bewerbungen unter „Novelty" an Annoncenexpedition „Par" Poznań, Aleje Marcinkowskiego 11

IHREN DRUCKSACHEN

fehlt der Reiz kunstvoller Ausführung
Verlangen Sie unsere Druckmuster

„VITA" NAKŁAD DRUKARSKI
Katowice, Kościuszki 29 / Telef. 2097

Oetker's Rezepte

gelingen immer! Man versuche:

Sandtorte.

Zutaten: 250 g ungesalzene Butter oder Margarine, 250 g Zucker, 250 g Dr. Oetker's Gustin, 4 Eier, 1 Teelöffel voll von Dr. Oetker's Vanillin-Zucker, 1 Messerspitze voll von Dr. Oetker's Backpulver „Backin".

Zubereitung: Die Butter wird etwas erwärmt und schaumig gerührt. Dann gibt man allmählich Zucker und Vanillin-Zucker hinzu. Hierauf ein Ei und etwas Gustin, das vorher mit dem Backin gemischt wurde. Ist dieses gut verrührt, wieder ein Ei und etwas Gustin, bis die Eier und das Gustin verbraucht sind. Die Masse wird in eine mit Butter ausgestrichene Form gegeben und bei mittlerer Hitze rund 1 Stunde gebacken. Sandtorte hält sich lange Zeit frisch und ist ein beliebtes Gebäck für Tee und Wein.

Rezept Nr. 7.

Werbet ständig neue Leser für den Volkswille!

Das Blatt der Frau von Welt:

die neue linie

Eine Zeitschrift, die in schönster Ausstattung Richtlinien der gepflegten Lebensführung, der kultivierten Geselligkeit, des genußvollen Reisens und der modernen Häuslichkeit gibt, nicht zuletzt aber erstklassige Vorbilder für die Kleidung nach den besten Modellen der Weltmode.

Heftpreis 1.— Mark.

Jeden Monats-Beginn neu!
BEYER-VERLAG, LEIPZIG-BERLIN